1,40 DM / Band 99
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie Jason Dark



Die Lava-Falle

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,80 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Die Lava-Falle

John Sinclair Nr. 99

von Richard Wunderer

erschienen am 27.05.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Lava-Falle

Sechs junge Leute fuhren auf den Ätna. Aber nur fünf von ihnen sollten lebend zurückkommen.

Unbekümmert lachend traten sie die Fahrt an. Sie versprachen sich ein herrliches Abenteuer. Keiner von ihnen ahnte, daß in den Tiefen des feuerspeienden Berges Surtur lauerte.

Der Dämon des Feuers plante, Sizilien in ein Massengrab zu verwandeln. Und ein Mitglied der Touristengruppe sollte sein erstes Opfer werden. Der schauerliche Dämon heizte die Hölle an und bereitete die Lava-Falle vor.

Giorgio Serpione saß am Steuer des alten, klapperigen Jeeps und jagte das Fahrzeug durch die Kurven, als wollte er einen Rekord aufstellen. Die anderen hielten sich lachend und kreischend fest, wenn der Geländewagen durch eine Bodenwelle holperte.

»Giorgio! Wir sind hier nicht auf der Autostrada!« rief Elena, wie Giorgio aus Catania, der Stadt am Fuß des Ätna. »Wir werden uns das Genick brechen, wenn du weiterhin so rast!«

»Keine Sorge«, erwiderte Giorgio, ein feuriger junger Sizilianer, und er lächelte dabei die neben ihm sitzende Pat an. »Ich bin diese Straße auf den Berg schon ein dutzendmal gefahren. Ich kenne hier jeden Stein!«

Er verschwieg, daß er sich vor der blonden Studentin aus Amerika ein wenig hervortun wollte. Pat Willard hatte ihn vom ersten Moment an entzündet. Seither tat Giorgio Serpione alles, um das bildhübsche Mädchen mit den schulterlangen Haaren und den tiefblauen Augen für sich zu gewinnen.

Diese rasende Bergfahrt schien auch das richtige Mittel zu sein. Pat klammerte sich halb ängstlich, halb sensationslüstern an dem Haltegriff am Armaturenbrett fest. Ihr Mund stand halb offen, daß dahinter die perlweißen Zähne schimmerten. Ihre blauen Augen leuchteten, während ihr blondes Haar im Fahrtwind wehte.

Giorgio trat das Gaspedal noch weiter durch. Damit hatte er zuviel des Guten getan. Der Motor begann zu stottern, doch Giorgio bekam die Maschine wieder in den Griff. Weiter bergan ging die wilde Fahrt.

Dabei wäre es für einen von ihnen die letzte Überlebenschance gewesen, hätte der Wagen gestreikt, so daß sie umkehren mußten.

Sie waren eine bunt zusammengewürfelte Gruppe junger Leute aus aller Herren Länder. Vor ein paar Tagen hatten sie einander in Catania getroffen, waren in einem Straßencafé ins Gespräch gekommen und hatten entdeckt, daß sie alle ein gemeinsames Ziel hatten.

Den Ätna zu besteigen!

Und nun waren sie hier, zwei Italiener, eine Amerikanerin, ein Franzose und zwei Engländer. Der altersschwache Jeep ächzte unter der Belastung der sechs Personen.

»War nett von deinem Chef, daß er uns den Wagen überlassen hat«, rief Jean Lerouge.

»Das ist der Vorteil, wenn man in einer Autowerkstatt arbeitet«, gab Giorgio grinsend zurück. Sie fuhren soeben auf einer geraden Strecke, so daß er einen Blick zu Pat riskieren konnte. »Gefällt es dir?«

Sie wandte ihm strahlend das Gesicht zu. »Herrlich, Giorgio!« rief sie begeistert. »Das war eine wunderbare Idee von dir!«

Giorgio grinste in sich hinein. Oben an einem der Krater wollte er sich ein Stück von den anderen absondern und Pat an eine unbeobachtete Stelle lotsen. Mal sehen, ob es außer dem Krater nicht

noch andere Attraktionen auf dem Ätna gab. Das Mädchen war aber auch zu hübsch, als daß Giorgio daran vorbeigehen konnte.

»Wie weit ist es noch?« erkundigte sich Frank Fairfax in seiner englisch bedächtigen Art.

»Fünf Minuten«, antwortete Giorgio, der sich in Gedanken viel lieber mit der süßen Studentin aus Massachusetts beschäftigte, als mit den Fragen seiner anderen Begleiter.

»Hör mal!« Lizzy Brook, wie Frank aus London, beugte sich zu dem Fahrer vor. »Ich verstehe genug italienisch und habe verstanden, daß uns dein Chef vor dieser Fahrt gewarnt hat. Warum eigentlich? Es ist doch nicht gefährlich, oder?«

»Der Ätna ist in letzter Zeit ein paarmal ausgebrochen«, gab auch Frank Fairfax zu bedenken.

»Warum seid ihr nicht unten geblieben, wenn ihr Angst habt?« rief Giorgio temperamentvoll. Es ärgerte ihn, daß die beiden Engländer womöglich noch Pat verschreckten und er diese Fahrt umsonst unternahm. Versöhnlicher fuhr er fort: »Die Leute sehen es nicht gern, wenn man ohne Führer hier herauffährt. Die Führer sollen etwas an Besuchern des Berges verdienen, versteht ihr?«

Das leuchtete den anderen ein, so daß sie keine Fragen mehr stellten.

Wie angekündigt, hielt der Jeep fünf Minuten später auf einem provisorisch angelegten Parkplatz. Die ebene Fläche war aus der schwarzen, längst erstarrten Lava herausgesprengt.

»Es ist kalt«, meinte Pat Willard, nachdem sie ausgestiegen waren.

Giorgio legte seinen Arm um die hübsche Siebzehnjährige und drückte sie an sich. »Besser so?« fragte er einschmeichelnd.

Pat nickte und betrachtete die schroffen, abstoßend wirkenden Berghänge. Sie waren mit unterschiedlich geformten, bizarren Steinen übersät.

»Das ist alles Lava«, erklärte Giorgio und spielte sich als großer Bergkenner auf. »An manchen Stellen war die Straße schon verschüttet. Dort vorne ist der Krater. Vielleicht sehen wir tief unten das Glühen der heißen Lava.«

Er nahm seinen Arm nicht mehr von Pats Schultern, als sie weitergingen, und sie drängte sich an ihn. Plötzlich fand sie den Vulkan unheimlich. Hier oben war die Luft mit seltsamen Geräuschen erfüllt, mit Zischen, Ächzen und Stöhnen.

»Das ist nur der Wind, der durch Felsspalten streicht«, behauptete Giorgio, obwohl auch er noch nie diese klagenden Laute gehört hatte.

Die anderen folgten ihnen in tiefem Schweigen. Auch sie fühlten die stumme Drohung, die über dem Berg lag.

Und dann erreichten sie den Krater, überwanden einen schwarzen Steinwall und blickten in das Auge zur Hölle.

Pat Willard prallte mit einem gellenden Aufschrei zurück.

***

Die junge Amerikanerin wich wimmernd und schreiend zurück. Sie prallte gegen Giorgio Serpione, der sie auffing und festhielt.

»Ganz ruhig!« rief Giorgio. »Keine Angst!«

Dabei war ihm selbst nicht wohl bei dem Anblick, der sich ihnen bot. Der Krater, sonst stets ein bodenloser, leerer Trichter, war bis an den Rand mit flüssiger, dunkelrot glühender Lava gefüllt. Dicke Blasen stiegen an die Oberfläche und zerplatzten. Sengend heiße Lavatropfen wurden hoch in die Luft geschleudert und klatschten in den Krater zurück. Zum Glück für die leichtsinnigen jungen Leute fanden diese Gaseruptionen nur im Zentrum des Sees statt.

Als Pat weiter schrie, drehte Giorgio sie zu sich herum und blickte ihr ins Gesicht. Ihre blauen Augen waren starr vor Schrecken. Sie schien nicht mehr wahrzunehmen, was rings um sie vorging. Ihr Gesicht war leichenblaß und in namenlosem Grauen verzerrt.

»He!« Giorgio, schüttelte das Mädchen. »He, kein Grund zur Aufregung! Komm zu dir!«

Aber Pat schrie weiter, holte keuchend Luft und konnte sich nicht beruhigen.

»Laß mich mal!« rief Elena Fantucci energisch, schob Giorgio beiseite und versetzte Pat eine Ohrfeige.

Das half. Pat Willard schluckte, schüttelte sich und sank weinend in Giorgios Arme. Er hob in einer schüchternen, verlegenen Geste die Hand und strich ihr über die langen blonden Haare.

»Was hast du denn?« erkundigte sich Elena bei der jungen Amerikanerin. »Bist du so über die Lava erschrocken? Wir sind auf einem Vulkan, Pat!«

Pat schüttelte heftig den Kopf. »Habt ihr es denn nicht gesehen?« fragte sie stockend. »Dieses scheußliche Monster in der Lava? Tief unten im Krater? Wie ein riesiger Polyp mit langen Fangarmen! Es verändert ständig seine Form und streckt die Arme nach uns aus! Es will uns zu sich holen!«

»Ach, Unsinn!« rief Lizzy Brook, die Engländerin. »Du bildest dir etwas ein, sonst nichts!«

Im nächsten Moment erscholl im Erdinneren ein dumpfes Grollen. Der Boden bebte, und oberhalb der jungen Leute lösten sich einige Steine vom Hang. Von Vorsprung zu Vorsprung polterten sie hinunter und stürzten in den Lavasee. Wo sie eintauchten, schossen Glutfontänen hoch.

»Wir müssen weg«, mahnte Jean Lerouge. Der Pariser Student hatte zwar keine Erfahrung mit Vulkanen, doch die Lage war offensichtlich bedrohlich. Die kleinste Erschütterung genügte, daß der Lavasee überschwappte.

»Ja, gehen wir«, meinte auch Giorgio Serpione, der sich nicht mehr

so sicher fühlte wie am Anfang. Er verzichtete auf die Rolle des überlegenen Vulkankenners. Er wollte mit seinen Freunden – zu dem Jeep zurückkehren, doch nach wenigen Schritten riß sich Pat von ihm los.

Wild blickte sie mit irr flackernden Augen um sich. Abwehrend streckte sie den Gefährten die Hände entgegen.

»Laßt mich!« rief sie keuchend. »Laßt mich in Ruhe! Haltet mich nicht auf! Ich muß zu ihm! Er hat mich gerufen!«

Sie wandte sich um, und ehe sich einer ihrer Begleiter von seinem Schreck erholte, rannte sie auf den Lavasee zu.

»Surtur!« schrie sie gellend, breitete die Arme aus und sprang mit einem weiten Satz in den Lavasee.

Ganz langsam versank sie in dem flüssigen Gestein. Zischend stiegen schwefelgelbe Wolken auf und hüllten sie ein, entzogen sie den Blicken ihrer vor Entsetzen gelähmten Freunde und verflüchtigten sich wieder.

Der Lavasee lag wie zuvor da. Nichts deutete mehr auf das grauenhafte Drama hin, das sich soeben abgespielt hatte.

Die Überlebenden flohen mit gellenden Schreien, als der Lavasee langsam über die Ufer trat und sich die höllische Glut auf sie zuwälzte. Nur Giorgio rührte sich nicht von seinem Platz.

Er glaubte, auf der Stelle wahnsinnig zu werden, so geschockt und verzweifelt war er über den schauerlichen Tod des Mädchens, in das er sich verliebt hatte.

Die anderen mußten ihn gewaltsam mit sich zerren. Elena Fantucci übernahm das Steuer des alten Jeeps. In letzter Sekunde traten sie die Flucht von dem Satansberg an.

Aus den Tiefen des gluterfüllten Berges jedoch erscholl ein schauerliches, bedrohliches Lachen, das den Verzweifelten durch Mark und Bein ging.

***

Ich saß mit Bill Conolly in seinem Haus am Londoner Stadtrand und blickte nachdenklich in den pausenlos strömenden Regen hinaus. Sheila, Bills Frau, war mit dem kleinen John für ein paar Tage weggefahren. Bill war Strohwitwer und hatte mich zu einem Drink eingeladen, um sich die Zeit zu vertreiben.

Unausweichlich war unser Gespräch auf vergangene Zeiten gekommen, als wir noch gemeinsam auf Geisterjagd gegangen waren. Seit sich Bill in festen Händen befand, achtete Sheila darauf, daß er keine allzu gefährlichen Unternehmen mehr wagte. Immerhin war er Familienvater und hatte Verantwortung zu tragen.

»Du hast es gut, John«, meinte Bill soeben seufzend. »Du brauchst auf niemanden Rücksicht zu nehmen. Nicht, daß ich unglücklich wäre«,

fügte er hastig hinzu. »Das darfst du nicht falsch verstehen. Ich würde mich immer wieder für Sheila entscheiden.« Ein sonniges Lächeln zog über sein Gesicht. »Und wenn ich an den Kleinen denke! Er wird mir von Tag zu Tag ähnlicher.«

»Aber sicher«, sagte ich grinsend.

Bill runzelte die Stirn. »Du glaubst es nicht? Der kleine John ist…«

»… ein Superkind«, fiel ich meinem Freund ins Wort. »Das intelligenteste und schönste Kind der Welt!«

»Stimmt es vielleicht nicht?« Bill mußte mit mir über seine väterlichen Übertreibungen lachen. »Nein, John, du weißt, wie ich es meine«, nahm er den Gesprächsfaden wieder auf und ließ den Whisky in seinem Glas kreisen. »Ich bin rundherum zufrieden. Nur manchmal reizt es mich, einfach loszuziehen und mich um etwas Interessantes zu kümmern. Zum Beispiel diese Sache am Ätna.«

Ich horchte auf. »Was ist denn da?« erkundigte ich mich. Ich arbeitete bei Scotland Yard als Spezialist für übersinnliche Fälle. Meine Freunde nannten mich den Geisterjäger. Ich wußte, daß sich Bill speziell auch mit diesen Fällen beschäftigte. Wenn etwas auf dem Ätna passiert war, ging es mich vielleicht auch an.

»Stand heute in der Zeitung.« Bill stellte sein Glas ab, stand auf und ging zum Kamin hinüber. »Ach, hier ist es!«

Er zog eine zusammengefaltete Zeitung aus dem Zeitschriftenständer und zeigte sie mir. Ich überflog den Artikel. Eine Gruppe von sechs jungen Leuten war unvorsichtigerweise auf den wieder aktiven Ätna hinaufgefahren und zu einem Nebenkrater gegangen. Ein Mädchen war dabei in die flüssige Lava geraten und ums Leben gekommen.

»Tragisch«, meinte ich. »Aber was ist daran so interessant?«

Bill nahm mir die Zeitung aus der Hand. »Der Chefredakteur dieser Zeitung heißt Brook«, erklärte er mir. »Ich kenne ihn.«

»Kein Wunder, du bist ja Journalist.«

Bill winkte ab. »Hör doch mal zu, John! Brooks Tochter Lizzy war bei dieser Gruppe junger Leute. Sie rief heute morgen ihren Vater an. Und ihre Geschichte klingt schon anders als der nüchterne Bericht in der Zeitung. Diese Pat Willard behauptete, sie hätte in dem Lavasee ein Ungeheuer gesehen, das sie an einen Polizisten erinnerte. Angeblich wollte das Ungeheuer die jungen Leute in den Krater ziehen. Lizzy hat zwar nichts davon gemerkt, aber sie schwört, daß Pat Willard freiwillig in den Lavasee sprang und vorher den Namen Surtur rief.«

Ich runzelte die Stirn. »Den habe ich doch schon einmal gehört«, sagte ich angespannt.

»Stichwort nordische Göttersagen.« Bill grinste jungenhaft. »Mach dir nichts daraus, John, ich mußte auch erst nachschlagen. Surtur war der Gott des Feuers.«

»Der Ätna liegt nicht im Norden.«

»Dämonen sind international. John, es könnte etwas an der Sache sein. Ich kenne Mr. Brook sehr gut. Er ist ein nüchterner Mann. Und seine Tochter hat von ihm zwar nicht das Aussehen, aber den nüchternen Verstand geerbt. Sie spinnt sich nichts zusammen. Ein vernünftiges Mädchen.« Er blickte mich erwartungsvoll an. »Du könntest doch deine Verbindungen über den Yard spielen lassen, um mehr herauszufinden.«

»Und um dich mitzunehmen, wenn die Sache wichtig ist«, konterte ich grinsend. »Okay, alter Junge! Ich versuche es!«

Ich rief Glenda, meine Sekretärin, an. Ich wußte, daß sie an diesem Samstag Überstunden machte, und bat sie, sich bei der sizilianischen Polizei zu erkundigen. »Treiben Sie einen meiner Kollegen auf, der Italienisch spricht. Er soll sich nur ganz allgemein informieren, ob auf dem Ätna etwas Besonderes passiert ist.«

Glenda schmolz am Telefon. Sie war in mich verknallt, und ich wäre einem Flirt mit diesem hübschen schwarzhaarigen Girl auch nicht abgeneigt gewesen, hätte ich nicht meine Grundsätze gehabt. Und einer dieser Grundsätze hieß, daß Liebe im Büro nur zu Schwierigkeiten und Ärger führt. Außerdem war da noch Jane Collins, die hübscheste Privatdetektivin der Welt. Die hätte auch ein Wort mitzureden gehabt.

Glenda versprach, sich zu beeilen, und sie hielt Wort. Eine Stunde verging, in der ich mich mit Bill über Sheila, den Jungen und über seine Arbeit als Journalist unterhielt. Dann klingelte das Telefon.

Bill hob ab, meldete sich und hielt mir den Hörer entgegen.

»Für dich, John. Dein Büro!«

»Danke.« Ich nahm den Hörer und ließ mir von Glenda berichten.

»Angeblich ist auf dem Ätna alles in Ordnung«, erklärte sie. »Aber Ihr Kollege in Catania schien sehr betroffen zu sein, daß sich der Yard dafür interessiert. Er wollte gar nicht mit der Sprache herausrücken.«

»Okay, Glenda!« sagte ich knapp. »Die Telefonnummer in Catania!«

Sie gab mir die Nummer durch. Ich bedankte mich und legte auf.

»Du kannst gleich von meinem Apparat telefonieren«, bot Bill hastig an, ehe ich auf die Idee kam, zu mir nach Hause oder zu einem Postamt zu fahren.

»Dir sind wohl keine Spesen zu hoch, wenn es um ein Abenteuer geht«, sagte ich grinsend, mußte ein Dutzendmal wählen, bis die Verbindung klappte, und bekam endlich Capitano Alfieri in Catania an die Strippe.

Zuerst wollte er auch bei mir nicht mit der Sprache heraus.

»Es handelt sich um den Unfall einer leichtsinnigen Touristin, Signor Sinclair«, versicherte er lautstark. »Sonst nichts!«

»Capitano.« Wenn es sein mußte, hatte ich einen unerschöpflichen Vorrat an Geduld. »Bei der Gruppe junger Leute befindet sich eine

Frau, deren Vater in London ein wichtiger Zeitungsverleger ist. Und sie hat eine ganz andere Darstellung gegeben.«

»Dio mio!« rief der Capitano erschrocken. »Zeitung in London? Signore, ich flehe Sie an, hängen Sie den Fall nicht an die große Glocke! Wem würde es nützen, wenn der Ätna in Verruf kommt? Auch wenn unerklärliche Dinge passieren? Denken Sie doch einmal an die vielen Menschen, die nur von den Touristen leben. Wenn die Gäste ausbleiben, was soll dann werden? Vernunft und Ruhe, Signor Sinclair, darauf kommt es jetzt an.«

Das bestärkte meinen Verdacht, daß es ein Fall für mich war. Ich grinste Bill zu, der gespannt auf jedes meiner Worte wartete. »Ich verstehe, Capitano«, gab ich zurück. »Und ich versichere Ihnen, ich will Ihnen nur helfen, den Fall aufzuklären. Ich bin Spezialist für rätselhafte Vorfälle. Und alles ganz diskret.«

Der Capitano zögerte noch ein wenig, ehe er endlich zustimmte. Seine Stimme klang sogar erleichtert, als er sagte: »Ich könnte schon einen Spezialisten brauchen, Signor Sinclair! Ich fürchte nämlich, daß Signorina Willard nicht das einzige Opfer des Vulkans bleiben wird. Sie kommen?«

»So schnell wie möglich!« versicherte ich.

Plötzlich konnte es dem Capitano gar nicht rasch genug gehen. Er gab mir sogar die Abflug- und Ankunftszeiten durch und bot an, ein Hotelzimmer für mich zu reservieren.

»Zwei Zimmer«, antwortete ich und lächelte, als Bills Augen aufleuchteten. »Ich bringe einen Freund mit.«

»Abgemacht! Ich erwarte Sie am Flughafen! Der Himmel möge uns beistehen!«

Damit legte Capitano Alfieri auf.

Ich blickte verblüfft auf den Hörer in meiner Hand. »Das hört sich ernst an«, sagte ich zu Bill. »Der Himmel möge uns beistehen! So hat sich noch kein Polizeioffizier von mir verabschiedet.«

»Ich packe sofort«, rief Bill und sprang auf.

»Bleibt nur noch Sheila«, gab ich zu bedenken.

Er rief seine Frau an. Sie war anfangs gar nicht begeistert, daß sich ihr Mann in ein solches Abenteuer einließ, aber als sie hörte, daß wir zu zweit fuhren, war sie beruhigt.

Oder sie tat zumindest so.

Sheila Conolly war nicht nur eine hübsche Frau und die beste Köchin der Welt, sie war auch die zärtlichste Mutter. Sie war auch eine kluge Frau, die genau wußte, daß sie ihren Mann nicht anbinden durfte. Was nicht hieß, daß sie von diesem Moment an keine ruhige Minute mehr hatte, bis Bill zu ihr zurückkam.

***

»Giorgio, Faulpelz! Steh endlich auf! Es ist schon Mittagszeit!«
Signora Serpione steckte den Kopf in das Zimmer ihres Sohnes und musterte Giorgio ratlos. Er lag noch immer im Bett, bleich und regungslos wie eine Leiche.
»Hast du nicht gehört?« Die zur Fülle neigende Frau mit den kurzen schwarzen Locken und dem von vielen Sorgen zerfurchten Gesicht trat an sein Bett und gab ihm einen leichten Stoß. »Giorgio! Was passiert ist, ist nicht deine Schuld! Das sagen alle! Der Krater war noch nie mit Lava gefüllt.«
Giorgio schüttelte nur den Kopf. Seine schwarzen Augen waren starr zur Decke gerichtet.
Signora Serpione stutzte. »Hast du diese Amerikanerin vielleicht geliebt?« fragte sie bestürzt. »Bist du deshalb so durcheinander?«
Seine Lippen bebten, als er zu sprechen versuchte. Er mußte mehrmals ansetzen, ehe er ein Wort herausbrachte. »Ja, auch, Mama, aber das ist es nicht!«
»Na, was ist es dann?« Seine Mutter beugte sich über ihn und legte die Hand auf seine Stirn. Sie war schweißnaß und gleichzeitig eiskalt. »Du bist krank, Junge! Ich hole den Dottore!«
»Nein!« rief er hastig. »Nicht, Mama! Ich bin nicht krank… es ist nur… sie ruft mich…«
»Sie ruft dich?« wiederholte seine Mutter verständnislos. »Wer?«
Doch Giorgio verfiel wieder in tiefes Schweigen. Verwirrt verließ seine Mutter das Zimmer.
Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, als er hastig aus dem Bett sprang, in seine Kleider schlüpfte und lautlos das Haus verließ. Seine nichtsahnende Mutter saß mit seinem Vater in der geräumigen Wohnküche und berichtete über den seltsamen Zustand ihres Jungen.
Giorgio lief zu der Werkstatt, in der er arbeitete. Der alte Jeep stand vor der Tankstelle, der Zündschlüssel steckte. Sein Chef war ein netter, älterer Mann, der viel für ihn übrig hatte. Giorgio war ein guter Arbeiter, der nie Schwierigkeiten machte und alles gewissenhaft erledigte. Daher hatte sein Chef auch nichts dagegen, wenn er sich den Jeep ausborgte.
Giorgio startete und raste wie verrückt durch Catania. Sogar in dieser Stadt mit ihren temperamentvollen Autofahrern fiel er auf, aber keine Polizeistreife kreuzte seine Bahn.
Ungehindert erreichte er den Stadtrand. Die schmale Straße wand sich zwischen fruchtbaren Weingärten in die Höhe. Die Pflanzen an den Berghängen verdankten ihre Existenz der Lava, die einst das ganze Gebiet verwüstet hatte. Heute war sie der beste Nährboden.
Doch für die Schönheiten der Natur hatte Giorgio kein Auge, auch nicht für das tiefblaue Meer, das unter ihm in der Sonnenglut funkelte. Immer wieder blickte er gehetzt zu dem Vulkan hinauf, dessen Gipfel

hinter düsteren schwarzen Wolken verborgen blieb.

Obwohl er an diesem Tag niemanden bei sich hatte, dem er imponieren wellte, raste der junge Mann die steile Straße in einem so halsbrecherischen Tempo hinauf, als wolle er sich absichtlich in Lebensgefahr begeben. Verkrampft hing er hinter dem Steuer, bremste vor den Haarnadelkurven nur kurz ab und trat mitten in der Kehre wieder voll auf das Gaspedal. Der Motor des alten Jeeps röhrte überdreht, aus dem Auspuff quollen dicke blaue Wolken.

Schweißüberströmt aber wohlbehalten erreichte Giorgio den kleinen Parkplatz. Niemand hielt sich hier oben auf. Obwohl die Sonne schien, war es in dieser Höhe bereits empfindlich kühl. Die Häuser von Catania wirkten wie Spielzeug, ebenso die Jachten und Frachtschiffe draußen auf dem Meer.

Giorgio atmete tief durch, ehe er sich auf den Weg machte. Er ging genau dieselbe Strecke wie am Vortag, kletterte den Kraterrand hinauf und blieb betroffen stehen.

Heute bot sich der Krater ganz normal dar, ein tief in den Berg hineinreichendes Loch mit schwarzen Wänden. Aus der Spalte am Grund zogen gelbliche, stinkende Schwefeldämpfe.

Genau wußte Giorgio selbst nicht, wieso er hierhergekommen war. Dennoch setzte er sich auf einen der bizarr geformten schwarzen Felsblöcke und starrte in den Krater.

Er brauchte nicht lange zu warten. Schon nach wenigen Minuten erschien in der Tiefe ein rotes Leuchten, wurde intensiver und näherte sich. Die Lava stieg aus dem Berginneren empor.

Obwohl die tödliche Gefahr näherkam, blieb der Junge sitzen. Wie gebannt starrte er auf das flüssige Gestein, das schon nach einigen Minuten den Kraterrand erreichte und überzufließen drohte.

Seltsamerweise spürte Giorgio keine Hitze, die eigentlich von dem viele tausend Grad heißen Material ausströmen mußte. Er hatte jedoch keine Zeit, darüber nachzudenken.

In der Mitte des Lavasees bildete sich nämlich ein Strudel. Das zähflüssige Gestein kam in Bewegung und rotierte rasend schnell um den einen Punkt.

Ein Trichter reichte bis an den Grund des Sees, und in diesem Schlund stieg eine Gestalt empor.

Es riß Giorgio von dem Felsen hoch. Sein Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei. Das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu.

Deutlich erkannte er die einstmals so hübsche junge Frau, die auf einer Lavawoge zu schweben schien.

Pat Willards lange blonde Haare waren fast vollständig weggesengt. Gesicht und Hände waren rußgeschwärzt, die Kleidung zerfetzt und an vielen Stellen verbrannt.

Dennoch lächelte sie Giorgio zu!

Er konnte es nicht fassen. Sie lächelte tatsächlich! Und sie streckte ihm lockend die Hände entgegen.

Ihre tiefblauen Augen leuchteten in einem unheiligen Feuer. Ihr Blick schien ihm in die Seele zu dringen.

Erschrocken erkannte er, daß sein eigener Wille gelähmt wurde. Instinktiv wollte er fliehen, doch der magische Blick des Mädchens hielt ihn fest.

»Giorgio, komm doch!« rief sie ihm zu. Nun hatte sie die Oberfläche des Lavasees erreicht und stieg nicht weiter. Der Trichter war verschwunden, die Glutmassen waberten still in dem See. »Giorgio! Du liebst mich! Komm! Komm zu mir! Wir werden für immer vereint sein, nur du und ich! Komm, Giorgio, ich warte auf dich!«

So mußten die Sirenen Odysseus gelockt haben. Giorgio erinnerte sich schlagartig an die alten Sagen, die er in der Schule gelernt hatte. Verzweifelt preßte er seine vor Aufregung feuchten Hände gegen die Ohren, doch bei ihm half dieses Mittel nicht. Odysseus hatte die Stimmen der Sirenen ausschalten können, indem er sich die Ohren verstopfte. Pats Stimme drang jedoch direkt in Giorgios Gehirn.

Der unwiderstehliche Drang, in den Lavasee zu springen, packte den jungen Mann. In der Tiefe des kochenden Gesteins glaubte er plötzlich, ein riesenhaftes Wesen zu erkennen, das ständig seine Form veränderte. Wie ein Krake!

»Komm zu mir!« lockte Pat Willard noch einmal, doch das Auftauchen des abscheulichen Monsters rettete Giorgio Serpione.

Das Grauen war stärker, als die zwingende Stimme in seinen Gedanken. Er hatte nicht die Kraft, sich gegen den Befehl zu stemmen, aber er ließ sich nach hinten fallen.

Er kippte über den Felsrand des Kraters, überschlug sich und rollte den Abhang hinunter. Noch war er wie gelähmt, so daß er sich nicht abstützen konnte. Ein paarmal schlug er mit Kopf, Schultern und Knien hart auf. Die scharfkantigen Lavabrocken zerfetzten seine Kleider und zerschnitten seine Haut, aber er kam lebend am Ende des Hanges an. Und das war in seiner Lage schon eine Menge wert.

Keuchend stemmte er sich auf die Ellbogen hoch. Mit vor Grauen flackernden Augen stierte er zu dem Kraterrand hinauf.

Zäh schwappte die Lava über. Auf einer breiten Front floß das rotglühende Gestein auf ihn zu. Eine Fontäne jagte aus dem Kratersee hoch.

Mit einem Aufschrei warf Giorgio sich zur Seite und entkam der niedersausenden Lava um Haaresbreite. Ein paar Spritzer brannten sich durch seine Kleider.

Mit letzter Kraft floh er und wankte zu seinem Jeep, zog sich ächzend hinter das Steuer und biß die Zähne zusammen. Er hatte böse Brandwunden, wo ihn die Lavaspritzer getroffen hatten, und die

Schwäche drohte ihn zu übermannen.

Die Straße verschwamm vor seinen Augen, als er wie ein Betrunkener talwärts fuhr. Immer wieder geriet der Jeep gefährlich nahe an den ungesicherten Straßenrand. Eine falsche Bewegung am Lenkrad, und der Jeep mußte unweigerlich in die Tiefe stürzen.

Das Kreischen der überhitzten Bremsen brachte Giorgio zur Besinnung. Er erkannte die gefährliche Spitzkehre, schaltete herunter, trat das Bremspedal mit aller Kraft und konnte den Wagen eben noch abfangen.

Auf der Geraden ließ er den Wagen wieder laufen. Er floh in panischer Angst. Noch immer glaubte er, die lockende Stimme des Mädchens zu hören, das aus der Lava wiedergekommen war.

Er fuhr nur noch automatisch, und er verdankte es mehr einem glücklichen Zufall als seinem Können, daß er den Stadtrand von Catania überhaupt erreichte.

Dann verließen ihn jedoch die Kräfte. Entgegenkommende Autofahrer hupten heftig, aber sie konnten den Jungen nicht mehr vor der beginnenden Ohnmacht retten.

Der Jeep schleuderte, stellte sich quer und krachte gegen eine Hauswand.

***

Die Verbindungen nach Catania waren so ungünstig, daß Bill und ich erst am Sonntag um zehn Uhr vormittags in Catania eintrafen. Als wir das Flugzeug verließen, eine kleine zweimotorige Maschine, empfing uns brütende Hitze.

»Puh!« machte Bill. »Nach dem Londoner Regen ist das ein ganz schöner Schock. Wie wird das erst mittags?«

»Noch heißer, vermutlich«, murmelte ich, warf einen Blick zu dem mächtigen Kegel des Ätna und hielt den Griff meines Einsatzkoffers fester. In diesem Koffer lagen meine Waffen gegen das Böse. Wenn sich Bills Verdacht bestätigte, würde ich sie hier brauchen.

»Signor Sinclair?« Ein großer, breitschultriger Mann in einer sandbraunen Uniform trat auf uns zu. Er musterte mich aus dunklen Augen. Ein schwarzer, sorgfältig gestutzter Schnurrbart verlieh ihm ein strenges Aussehen. Die buschigen Augenbrauen verstärkten den Eindruck.

»Capitano Alfieri?« Wir schüttelten uns die Hände, und ich stellte Bill vor. »Hat sich wieder etwas getan?« fragte ich und deutete mit einem Kopfnicken auf den Vulkan, aus dessen Spitze eine dicke schwarze Rauchsäule stieg.

»Kommen Sie, Signori, ich bringe Sie in Ihr Hotel«, bot der Capitano der Carabinieri an. »Unterwegs erzähle ich Ihnen alles.«

»Ich würde mir lieber einen schnellen Flitzer mieten«, flüsterte mir

Bill zu, der seinen schnittigen Porsche in London zurückgelassen hatte.
»Kannst du später immer noch«, antwortete ich, während wir dem Capitano durch den Zoll folgten. Ein Wagen der Carabinieri parkte vor dem Flughafengebäude.
Alfieri setzte sich neben den Fahrer, wir stiegen hinten ein, nachdem wir unser Gepäck verstaut hatten.
»Giorgio Serpione«, sagte der Capitano, als wir anfuhren. »Merken Sie sich diesen Namen. Er hatte die Idee mit dem Ausflug zum Krater. Er hatte sich mit der Amerikanerin angefreundet. Gestern hatte er einen Unfall, nachdem er wieder am Krater war. Er fuhr gegen eine Hauswand.«
»Verletzt?« fragte ich bestürzt.
Der Capitano zuckte die Schultern. »Er hatte Glück. Prellungen und Abschürfungen. Er sieht aus, als wäre er einen Lavahang hinuntergerollt. Aber er will uns nichts sagen. Vielleicht bringen Sie ihn zum Sprechen.«
»Und wie war das mit dem Unfall der Amerikanerin?« erkundigte sich Bill. »Am Telefon waren Sie sehr zugeknöpft.«
»Wir wollen niemanden beunruhigen.« Der Capitano rückte seine Uniformmütze zurecht und strich sich über den Schnurrbart, als wolle er Zeit gewinnen. »Ich kenne die Aussagen der Augenzeugen. Die alten Leute der Gegend haben große Angst vor dem Vulkan.«
»Ein Vulkan ist immer eine gefährliche Sache«, meinte ich.
Doch Alfieri winkte ab. »Das ist es nicht. Die Menschen kennen den feuerspeienden Berg seit unzähligen Generationen. Immer wieder zerstörte er ihre Felder und Dörfer. Sie haben vor etwas anderem viel mehr Angst.«
»Und das wäre?« erkundigte ich mich ungeduldig.
Capitano Alfieri zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht. Sie flüstern in der Bar an der Theke, aber wenn ich dazukomme, schweigen sie. Oder sie stehen in Gruppen auf dem Marktplatz beisammen und tuscheln. Frage ich sie, worum es geht, schweigen sie. Ich weiß nur, daß es mit dem Berg zu tun hat.«
»Nicht gerade beruhigend«, stellte Bill fest. »Na, wir schaukeln das Kind schon!«
Dafür fing er von Capitano Alfieri einen ungläubigen Blick auf. Er sagte jedoch nichts, weil wir unser Hotel erreichten. Es hieß Miramar und lag direkt neben dem Dom.
Wir wollten aussteigen, als uns der Capitano zurückhielt. »Sehen Sie die Signora dort drüben neben dem Eingang? Die schwarz gekleidete Frau?«
Ich beugte mich über Bill. Vor dem Hotel standen die Tische und Stühle des Straßencafés. Eine etwa vierzigjährige Frau in einem schlichten schwarzen Kleid, mit einem schwarzen Hut und einer

großen, dunklen Brille saß reglos wie eine Statue an einem der kleinen Tischchen, neben sich eine Tasse Kaffee.

»Das ist Signora Willard«, fuhr der Capitano fort. »Die Mutter der tödlich verunglückten Studentin. Sie ist Witwe, soviel ich weiß, und wollte mit ihrer Tochter einen Urlaub in Sicilia verbringen.«

»Schrecklich«, murmelte Bill erschüttert. »Wenn ich mir vorstelle, Sheila und ich machen in ein paar Jahren Urlaub, und unserem John würde so etwas zustoßen…« Er brach ab und schüttelte sich.

»Vielen Dank für alles, Capitano«, sagte ich energisch und stieg aus. »Wir melden uns wieder bei Ihnen!«

Als wir das Hotel betraten, regte sich Mrs. Willard nicht. Ich sprach sie noch nicht an. Erst wollte ich mir einen Überblick verschaffen.

»Geh du schon nach oben, John«, sagte Bill in der Halle zu mir. »Ich suche mir eben einen schicken Flitzer aus. So ohne Wagen komme ich mir richtig nackt vor.«

»In Ordnung«, sagte ich und sorgte dafür, daß unser Gepäck auf die richtige Etage kam.

Wir hatten zwei Zimmer mit Blick auf den Domplatz, angenehm kühle Räume. Ich zog in meinem Zimmer das Rollo hoch und trat auf den Balkon hinaus.

Soeben kam Mrs. Willard hastig aus dem Hotel. Sie lief auf ein wartendes Taxi zu.

Beim Einsteigen sah ich kurz ihr Gesicht und stockte.

Mrs. Willard lachte! Sie hatte ihre Tochter auf grauenhafte Weise verloren und lachte!

»Schnell, fahren Sie!« rief sie dem Fahrer so laut zu, daß ich sie verstehen konnte. »Presto! Presto! Avanti! Avanti!«

Ich stieß mich von der Balkonbrüstung ab. Warum hatte sie es plötzlich so eilig? Da stimmte doch etwas nicht!

Ich mußte herausfinden, was da geschehen war, bevor es zu einem noch größeren Unglück kam!

***

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, jagte ich die Hoteltreppe hinunter. Auf den Aufzug zu warten, hätte zu lange gedauert. In der Halle sah ich mich nach Bill um.

Er war nicht zu sehen.

Ich stürzte an den Empfang. »Wo ist mein Begleiter?« rief ich dem Angestellten auf Englisch zu. In der Eile vergaß ich ganz, wo ich war.

»Signor Conolly ist mit einem meiner Kollegen zu einem Autoverleih gefahren, der am Sonntag geöffnet hat«, antwortete der Angestellte ebenfalls auf Englisch.

Ich lief auf den Platz hinaus. Die Mittagssonne knallte auf die Steinplatten. Obwohl ich meine Sonnenbrille aufsetzte, wurde ich

geblendet.

Mrs. Willards Taxi verschwand soeben auf der Hauptstraße. Ich hielt ein anderes Taxi an.

»Folgen Sie dem Wagen!« rief ich dem Fahrer zu. »Geben Sie Gas!«

Er fuhr los, und er machte dem Ruf der italienischen Taxifahrer alle Ehre. Er raste, daß ich mich festklammern mußte. Wir holten rasch auf.

»Können Sie sich erkundigen, wohin der Wagen da vorne fährt?« fragte ich. »Über Funk?«

Der Fahrer nickte und griff nach seinem Mikro, doch in diesem Moment passierte es.

Aus einer schmalen Seitenstraße trabte ein dürrer Esel. Ich sah das über und über mit bunten Federn geschmückte Zaumzeug, dahinter einen kunstvoll bemalten Karren, der haushoch mit Melonen beladen war.

Geistesgegenwärtig stemmte ich die Beine gegen den Wagenboden. Von Sicherheitsgurten hatte mein Fahrer noch nichts gehört.

Die Bremsen kreischten, aber es war zu spät. Das Taxi krachte in den Karren, und wir bekamen die volle Ladung der Melonen ab.

»Fahren Sie weiter, ich bezahle jeden Schaden!« rief ich. Mir kam es darauf an, Mrs. Willard nicht aus den Augen zu verlieren.

Der Fahrer hörte nicht auf mich. Heißblütig sprang er aus dem Wagen und rang jammernd die Hände, betrachtete haareraufend sein vorne demoliertes Taxi und beschimpfte den Besitzer des Eselskarrens.

Ich warf einen Geldschein auf den Nebensitz und sprang auf die Straße. Im Nu bildete sich eine Menschentraube um den Unfallort. Das half mir auch nicht weiter.

Vergeblich sah ich mich nach einem anderen Taxi um. Ich entdeckte bereits weit entfernt Mrs. Willards Wagen. Im nächsten Moment war er verschwunden.

Dafür hupte es hinter mir dreimal kurz. Ich sprang zur Seite, doch das war nicht nötig. Am Steuer des schwarzen Lamborghini saß Bill.

»Was ist los?« rief er mir zu.

Ich riß die Beifahrertür auf. Neben Bill saß ein Hotelangestellter, der mich verdutzt anstarrte, als ich ihn ins Freie zerrte und ihm eine Banknote in die Hand drückte.

»Nehmen Sie sich ein Taxi!« rief ich dem Jungen zu und sprang in den Wagen. »Fahr los, Bill!«

»Mitten durch die Leute hindurch?« Mein Freund schüttelte den Kopf, hebelte den Rückwärtsgang ein und ließ den Lamborghini bis zur nächsten Seitenstraße rollen. »Was ist los, John?« erkundigte er sich. »Der Hotelboy und ich sind mit einem Taxi zu einem Autoverleih…«

»Ich weiß!« unterbrach ich ihn. »Mrs. Willard fuhr sehr eilig und fröhlich lachend mit einem Taxi weg.«

»Lachend?« rief Bill betroffen. »Dann steckt etwas dahinter.«

»Eben!«

Er ließ hart die Kupplung kommen und riß den Lamborghini in die Seitenstraße hinein. Das war ein Fehler. Zwar konnten wir auf diese Weise die Verkehrsstauung umfahren, aber es wurde Schwerstarbeit. Der Wagen war für die handtuchbreiten Gassen viel zu lang. An der nächsten Ecke mußte Bill viermal vor- und zurücksetzen, ehe er herum kam. Dann versperrte ein Stapel Kisten den Weg. Wir mußten sie eigenhändig wegräumen, weil sich niemand zeigte, der uns half.

Die Zeit brannte mir auf den Fingernägeln.

Endlich war die Bahn frei. Bill saß mit schweißüberströmtem Gesicht hinter dem Steuer und ließ den Sportwagen auf die Hauptstraße rollen. Wir hatten freie Bahn.

Aber nichts, dem wir folgen konnten.

Das Taxi war verschwunden.

»Mist!« schimpfte mein Freund. »Und jetzt?«

Ich entdeckte ein kleines, verwittertes Schild. Es zeigte an der nächsten Kreuzung nach rechts.

»Zum Ätna«, sagte ich nur und deutete auf das Schild.

Bill kurbelte am Lenkrad. Eine schmale Straße lag vor uns. Der Lamborghini rauschte bergan. Schon nach wenigen Minuten erreichten wir die Stadtgrenze von Catania. Weingärten lagen vor uns, die sich den Berghang hinaufzogen. Darüber ragte der mächtige Kegel, schwarz und drohend, in den blauen Himmel hinein. Die Rauchwolke an seiner Spitze verhieß nichts Gutes.

Gespannt beugte ich mich nach vorne und blickte den Hang hoch. Die Straße zog sich in Haarnadelkurven den Berg empor.

»Da sind sie!« rief ich und deutete auf das Taxi, das bereits einen großen Vorsprung vor uns hatte. Es fuhr auf ungefähr halber Höhe des Vulkans. »Das muß Mrs. Willard sein! Niemand sonst würde in dieser unruhigen Zeit auf den Ätna fahren! Noch dazu mit einem Taxi!«

Bill antwortete nicht, sondern kitzelte das Gaspedal, und in den nächsten Minuten bekam ich wieder einmal Gelegenheit, seine Fahrkünste zu bewundern. Mit pfeifenden Reifen raste er den Berg hinauf, daß mir Hören und Sehen verging. Auf den steil ansteigenden Geraden drehte er voll auf. Erreichte er eine der Spitzkehren, ging er kurz vom Gas, tippte auf die Bremse und prügelte den Wagen wieder mit Vollgas durch die enge Kurve.

Soweit es möglich war, behielt ich das Taxi im Auge. Wir holten schnell auf, aber ich wußte nicht, wie weit es noch bis zu dem gefährlichen Krater war.

»Wir schaffen es«, rief ich Bill zu.

Er saß entspannt hinter dem Steuer. Man sah ihm die ungeheure Konzentration nicht an, mit der er den Lamborghini über die

einspurige Straße zog.

Gleich darauf war ich nicht mehr so sicher, daß wir es tatsächlich schaffen würden. Das Taxi hielt. Zwei Personen stiegen aus, ein Mann und eine schwarz gekleidete Frau.

»Schneller!« rief ich, aber das war unmöglich. Bill fegte ohnedies bereits wie der Weltmeister im Rallyefahren die risikoreiche Straße hinauf.

Mrs. Willard hetzte einen Berghang entlang. Der Fahrer riß die Arme über den Kopf, als würde ein Gangster mit einer Waffe auf ihn zielen. Im nächsten Moment brach er in einer schraubenförmigen Bewegung zusammen.

»Lieber Himmel!« rief ich stöhnend und biß die Zähne zusammen.

Vor unseren Augen spielte sich etwas Schreckliches ab, und ich konnte noch nicht eingreifen. Wir waren nicht nahe genug heran.

Der Lamborghini schoß noch einmal in eine Kurve, schwenkte herum und rollte auf einen provisorisch angelegten Parkplatz.

Bill preßte den Fuß auf die Bremse und hielt dicht vor dem regungslosen Taxifahrer. Ich sprang ins Freie.

»Kümmere dich um ihn!« schrie ich meinem Freund zu und jagte in weiten Sprüngen über die mit Geröll übersäte Fläche hinter der Frau her.

»Pat, ich komme!« rief Mrs. Willard.

»Pat, mein Liebling! Ich bin gleich bei dir!«

Es lief mir eiskalt über den Rücken, während mir am ganzen Körper Schweiß ausbrach. Die Frau hielt auf einen Steinwall zu, hinter dem dumpfes Brodeln ertönte und gelbliche Dämpfe aufstiegen.

Wenn ich sie nicht rechtzeitig einholte, sprang sie in den Krater und verbrannte in der Lava.

***

Die noch vor kurzer Zeit so fröhlichen jungen Leute hatten das Lachen verlernt. Zuerst war Pat in dem Vulkansee ums Leben gekommen, und danach hatte Giorgio den Unfall gehabt.

Frank Fairfax, Elena Fantucci, Lizzy Brook und Jean Lerouge hatten Giorgio im Krankenhaus besucht und waren über seinen Zustand entsetzt gewesen. Nun saßen sie am Hafen in einem Café und schwiegen bedrückt.

»Was ist da nur los?« fragte Jean Lerouge besorgt. Der Neunzehnjährige kam aus Paris. Für ihn waren Phänomene wie ein Lavasee noch fremdartiger und unerklärlicher als für die Sizilianerin.

»Seht nur«, sagte Elena und deutete zu dem Kegel des Ätna hinauf, der überall in der Stadt zu sehen war. »Das bedeutet nichts Gutes.«

Der Hauptkrater an der Spitze des Berges stieß in unregelmäßigen Abständen pechschwarze Wolken aus. Ein dumpfes Grollen war zu

hören. Der Boden erbebte.

»Der Vulkan bricht aus«, flüsterte Lizzy Brook schreckensbleich.

»O nein«, sagte eine krächzende Stimme in ihrer Nähe. Sie wandten sich alle um. Eine uralte Frau stand neben ihren Tischen. »Der Berg ist wütend! Er ärgert sich über die Menschen.«

Elena übersetzte ihren Freunden, was die alte Frau sagte. Zwar sprachen sie alle Italienisch, aber die Fremde benutzte ihren heimatlichen Dialekt.

»Ihr seid Frevler!« Die alte Frau streckte ihnen anklagend den erhobenen Zeigefinger entgegen. »Ihr habt den Berg gereizt und die Geister geweckt! Kennt ihr die alten Sagen nicht? Ihr Verblendeten?«

Noch während Elena die Beschuldigungen übersetzte, erschienen von allen Seiten alte Frauen und Männer. Entsetzt blickten die vier Freunde in die Runde. Sie konnten sich die feindselige Haltung der Leute nicht erklären. Wütende Rufe schwirrten ihnen entgegen. Fäuste wurden drohend geschüttelt. Vergeblich versuchte der Besitzer des Cafés, schlichtend einzugreifen. Immer näher rückte die Reihe der empörten Männer und Frauen.

Manche schwangen ihre Stöcke durch die Luft. Die ersten Schläge sausten auf die herumstehenden leeren Tische und Stühle. Der Besitzer floh schimpfend in das Lokal und rief die Polizei.

»Wir müssen verschwinden!« zischte Elena Fantucci ihren Freunden zu, die wie erstarrt dasaßen, unfähig, sich zu verteidigen oder etwas anderes zu tun.

Die vier jungen Leute sprangen auf und flohen in das Lokal. Der Wirt deutete wortlos auf eine Tür im Hintergrund.

Elena übernahm die Führung. Durch einen kurzen Gang gelangten sie auf einen Hof, dann in eine Nebenstraße. Von Ferne hörten sie bereits das durchdringende Heulen der Polizeisirenen.

»Das war knapp!« Jean Lerouge blieb aufatmend stehen.

»Die Leute sind verrückt geworden«, murmelte Frank Fairfax. Der junge Londoner schüttelte fassungslos den Kopf. »Die drehen durch!«

Doch Elena Fantucci wehrte ab. »Es gibt tatsächlich alte Sagen«, erklärte sie. »Demnach wird der Feuerberg die ganze Insel verschlingen, wenn die Zeit gekommen ist!«

»Finsterer Aberglaube«, schimpfte Lizzy Brook.

Die Sizilianerin wurde sehr ernst. »Nehmt es nicht auf die leichte Schulter«, warnte sie. »Vielleicht ist an den alten Sagen nichts daran, aber die Leute hier glauben es wenigstens. Darum sind wir in Gefahr.«

»Was sollen wir deiner Meinung nach machen?« erkundigte sich Jean ratlos. »Abreisen?«

Die Polizeisirene erstarb in der Nähe mit einem dumpfen Brummen. Elena deutete auf den Wagen mit den zuckenden Blaulichtern. »Wir sollten uns an die Polizei wenden«, schlug sie vor. »Sie muß uns

beschützen.«

Doch damit stieß sie auf keine Gegenliebe bei ihren Begleitern.

»Stundenlang in staubigen Büros herumsitzen und Fragen beantworten?« Frank schüttelte heftig den Kopf. »Kommt gar nicht in Frage!«

Die beiden anderen waren seiner Meinung. Elena war überstimmt.

Anstatt die Polizei um Hilfe zu bitten, zogen sie auf eigene Faust weiter durch Catania. Sie unterschätzten die Gefahr noch immer.

Die tödliche Gefahr, von der sie alle bedroht waren.

***

»Stop, Mrs. Willard!« brüllte ich aus Leibeskräften, während ich den Berghang hinaufraste. Ich rutschte auf dem scharfkantigen Lavageröll. Jeder Schritt wurde zur Qual.

Mrs. Willard reagierte nicht auf meinen Zuruf. Sie schien auch keine Schwierigkeiten am Hang zu haben, obwohl er sehr steil war und sie hochhackige Schuhe trug.

»Pat, Pat, mein Liebling!« rief sie noch einmal in einem Ton, der mir das Blut in den Adern erstarren ließ.

Entweder war sie nicht mehr ganz bei sich, oder sie stand unter einem schauerlichen fremden Einfluß.

Eisiger Wind blies mir entgegen. Er heulte um den Vulkan und riß an meinen Kleidern. Nebel kam auf und behinderte mich. Ich konnte die schwarze Gestalt kaum noch erkennen, obwohl sie höchstens zwei Dutzend Schritte vor mir war.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Ich griff an meinen Hals und zog an der Silberkette, an der mein geweihtes Kreuz hing. Es zeigte die Symbole der vier Erzengel und war meine stärkste Waffe gegen die höllischen Mächte.

Kaum baumelte das Kreuz frei auf meiner Brust, als sich der Nebel wieder verzog. Das heißt, er ließ eine schmale Gasse zwischen mir und Mrs. Willard frei.

Die Frau erklomm soeben einen letzten steilen Wall. Sie kletterte mit Händen und Füßen. Ihre Strümpfe hingen in Fetzen an ihren Beinen. Das Kleid war ebenfalls zerrissen. An beiden Schuhen fehlten die Absätze.

»Mrs. Willard!« stieß ich keuchend hervor.

Ich erreichte den Wall, als sie die Krone erklomm.

Mit weit ausgebreiteten Armen blieb sie für einen Moment stehen. Und das war meine Chance.

»Pat, da bin ich!« rief sie.

Sie wollte noch einen Schritt tun. Doch in diesem Augenblick schnellte ich mich vorwärts. Mit einem Hechtsprung warf ich mich zu Boden und griff zu.

Ich spürte einen scharfen Schmerz an Brust, Ellbogen und Knien, doch ich achtete nicht weiter darauf.

Meine Hände packten zu und schlossen sich in einem harten Griff um Mrs. Willards Fesseln.

Sie schrie gellend und stürzte vornüber. Die Frau tat mir leid. Bei dem Fall schlug sie sich an den messerscharfen Kanten der Geröllsteine Arme und Kinn auf.

Ohne sie loszulassen, schob ich mich das letzte Stück hoch und sah endlich über die Krone hinweg.

Mir stockte der Atem. Es war plötzlich völlig gleichgültig, daß Mrs. Willard sich bei dem Sturz leicht verletzt hatte. Ein Schritt weiter, und sie hätte ein unvorstellbar grauenhaftes Ende gefunden.

Es war alles wie in Lizzy Brooks Bericht. Ich sah einen Krater, bis zum Rand angefüllt mit flüssiger Lava. Die ausgestreckten Finger der Frau reichten fast bis an die kochenden Gesteinsmassen heran. Ein Wunder, daß sie sich die Hände nicht verbrannte.

Das Schrecklichste war jedoch die Gestalt, die im Mittelpunkt des Lavasees aufrecht stand. Ihre Füße sanken bis zu den Knöcheln in der höllischen Glut ein.

»Pat, Pat, ich will zu dir!« wimmerte Mrs. Willard und streckte sehnsüchtig die Arme nach dem Mädchen aus.

Schaudernd richtete ich mich auf und hob die Frau vom Boden hoch. Das Wesen dort im Lavasee mußte einmal ihre Tochter gewesen sein. Jetzt war sie kein lebender Mensch mehr, sondern ein Untoter, ein Sendbote der Hölle, ein Geschöpf der Dämonen. Ihre Augen glühten in einem unheiligen Feuer und schickten haßerfüllte Gedanken zu mir herüber.

Ich empfing den Befehl, zusammen mit Mrs. Willard den Lavasee zu betreten. Und ich fühlte gleichzeitig, daß an Mrs. Willard der lockende Ruf erging, endlich ihre geliebte Tochter in die Arme zu schließen.

Ich verstand die arme Frau nur zu gut, daß sie sich gegen mich sträubte und um jeden Preis von mir loskommen wollte. Ein wahrhaft satanischer Plan, den ich jedoch durchkreuzte.

Im wahrsten Sinn des Wortes!

Ich faßte an mein silbernes Kreuz, das sich durch die Nähe des Dämonischen erhitzt hatte, und hielt es hoch empor. Sofort erlosch die Gedankenbotschaft. Mrs. Willard wurde in meinen Armen schlaff. Sie wimmerte nur noch leise.

»Schon gut, Mrs. Willard«, sagte ich beruhigend. »Kommen Sie, ich bringe Sie von hier weg!«

Sie konnte nicht gehen. Ihre Schuhe besaßen keine Absätze mehr, und sie selbst war völlig erschöpft. Kurz entschlossen hob ich sie auf meine Arme. Schluchzend barg sie ihr Gesicht an meiner Brust.

Der Abstieg mit dieser Last war schwer genug. Es kam jedoch noch

schlimmer.

Die Untote ließ uns nicht so einfach ziehen.

»Bleibt stehen!« schrie sie kreischend. »Seht her!«

Ich wandte den Kopf, da ich wenigstens wissen wollte, was dieser höllische Krater noch für Überraschungen bereithielt.

»Seht her!« kreischte die Untote. »Seht in die Tiefe! Das ist Surtur, der Feuergeist! Noch ist er nicht stark genug, aber bald wird er mächtiger als alle anderen sein! Er wird die Welt erobern! Und niemand wird sich ihm in den Weg stellen, auch du nicht, John Sinclair!«

»Das wollen wir erst einmal abwarten!« schrie ich zurück und starrte gebannt in den Lavasee.

Tief unten brodelte etwas. Ich sah es durch das flüssige Gestein hindurch. Ein unförmiger Körper wälzte sich hin und her, nahm verschiedene Gestalt an und erinnerte mich am ehesten noch an einen überdimensionalen Kraken, der seine Fangarme in meine Richtung ausstreckte.

Mrs. Willard blieb der scheußliche Anblick erspart. Sie war in meinen Armen ohnmächtig geworden.

Nun wurde es Zeit zum Verschwinden. Die Untote mußte nämlich einsehen, daß sie uns nicht in ihren Bann ziehen konnte. Und sie rächte sich auf ihre Weise.

Sie bückte sich und griff mit beiden Händen in das zähflüssige Gestein. Mit unvorstellbarer Kraft schleuderte sie Lava nach mir.

Ich sah die Klumpen durch die Luft fliegen und rannte los. Pat Willard warf weit genug, um mich zu treffen. Und ich wußte, daß schon eine einzige Berührung mit der Lava für mich oder auch für Mrs. Willard tödlich sein konnte.

Ich überlegte nicht lange, sondern rannte den Steilhang hinunter, rutschte, fing mich, rutschte noch einmal und verlor das Gleichgewicht.

Neben und hinter mir klatschte es. Das waren die Lavaklumpen, die auf dem Boden aufprallten und zerplatzten.

Sie gaben mir die Kraft, den Sturz abzufangen und wieder auf die Beine zu kommen. Die Angst vor den tödlichen Geschossen trieb mich voran, weiter und weiter, bis mir jemand entgegenkam.

Wie durch einen Schleier sah ich Bill, der mir Mrs. Willard abnahm. Keuchend taumelte ich hinter meinem Freund her und auf den Lamborghini zu.

»Verflucht seist du, John Sinclair!« kreischte die Untote von oben herunter.

Sekunden später brach der Vulkan aus!

***

»Ich fühle mich verdammt unsicher in dieser Stadt«, schimpfte Jean Lerouge und sah sich unbehaglich um. »Wenn es sich so schnell herumgesprochen hat, daß wir oben auf dem Ätna waren, und wenn alle alten Leute so denken wie die vorhin, dann sind wir unseres Lebens nicht mehr sicher.«

»Übertreib doch nicht so!« fuhr ihn Frank Fairfax gereizt an. »Wir sind in einem zivilisierten Land!«

»Hört auf!« Lizzy Brook blieb stehen, so daß auch ihre Gefährten anhalten mußten. Sie waren auf Schleichwegen durch schmale Seitengassen auf dem Weg zum Zentrum. Niemand zeigte sich auf den Straßen, in denen die Sonnenglut waberte. »Es hat keinen Sinn, wenn wir uns streiten. Wir müssen überlegen, was wir jetzt tun.«

»Abreisen, was sonst?« Jean Lerouge hatte für sich das Problem schon gelöst. »Ich für meinen Teil verschwinde, und zwar mit dem nächsten Zug.«

»Das ist unfair Giorgio gegenüber«, wandte Frank ein. Der Londoner behielt einen kühlen Kopf. »Giorgio steckt am tiefsten in allem.«

»Er hat uns die Suppe auch eingebrockt, soll er sie doch auslöffeln.« Jean schob trotzig seine Unterlippe vor. »Ich will mich nicht von irgendwelchen verrückt gewordenen Leuten lynchen lassen.«

»Sei still!« fuhr Elena ihn an. »Ich kenne meine Landsleute. Die lynchen keinen.«

»Aber sie waren vorhin wie von Sinnen«, wandte nun auch Lizzy ein. »Ich möchte wissen, wie es weitergehen soll.«

»Überlaßt das mir.« Elena schritt zielstrebig voran. »Ich kenne mich aus.«

Während der nächsten Viertelstunde betrat sie verschiedene Bars, sprach kurz mit den Besitzern, kam wortlos wieder heraus und wiederholte das Spiel. Zwischendurch winkte sie junge Leute aus Läden, in denen sie arbeiteten, und hielt vorbeifahrende Arbeiter und Handwerker an, die meist mit kleinen, dreirädrigen Karren unterwegs waren.

»Was soll das?« fragte Jean Lerouge ungeduldig, als es ihm zuviel wurde. »Hältst du mit deinen Bekannten eine Plauderstunde? Ich dachte, du willst uns helfen!«

»Tue ich auch.« Die rassige Sizilianerin blieb stehen und stemmte die Hände in die Hüften. »Bei uns verbreiten sich neueste Nachrichten noch immer am schnellsten von Mund zu Mund. Die meisten Leute wissen bereits, daß wir angeblich an dem Ausbruch des Ätna schuld sind. Sie wissen aber noch etwas. In der Stadt sind zwei Männer angekommen, die die Geister des Berges bannen wollen. Einer von ihnen ist Inspektor oder Kommissar bei Scotland Yard. Sie wohnen im Hotel Miramar am Dom.«

Lizzy Brook runzelte die Stirn. »Mein Vater ist Chefredakteur in

London. Er hat mir einmal etwas von einer Spezialabteilung beim Yard erzählt. Oberinspektor Sinclair, von Eingeweihten der Geisterjäger genannt. Das ist unsere Chance! Los, nichts wie hin!«

»Immer langsam«, bremste Frank Fairfax mißtrauisch. »Ich komme auch aus London, aber ich habe von diesem Sinler oder wie der heißt noch nichts gehört.«

»Unwichtig«, wischte Elena seinen Einwand beiseite. »Signor Sinclair kann uns helfen, wenn überhaupt jemand! Kommt!«

Sie eilte nun mit doppelter Geschwindigkeit durch die menschenleeren Gassen, von denen manche so schmal waren, daß sie hintereinander gehen mußten. Frank war gar nicht einverstanden und murrte die ganze Zeit.

Völlig unerwartet geschah etwas, das die Zweifler zum Verstummen brachte. Die vorangehende Elena blieb erschrocken stehen und preßte stöhnend die Hände an die Schläfen.

Auch die anderen vernahmen die lautlose, nur in ihren Gedanken existierende Stimme, die lockte, befahl und fluchte.

»Das ist Pat!« rief Jean Lerouge entsetzt. »Um Himmels willen, sie ruft uns zu sich!«

»Kommt, schnell, bevor es zu spät ist!« Elena begann zu laufen.

»Wohin willst du?« fragte Lizzy keuchend. Sie hielt mit der Sizilianerin Schritt, obwohl die Hitze drückend wie ein schweres, alles erstickendes Tuch über der Stadt lag.

»Zu Sinclair, wohin sonst?« gab Elena zurück. »Er muß uns retten! Ich will nicht im Vulkan sterben!«

Auch die beiden Männer erhoben keinen Einwand mehr. Sie ahnten, daß sie in höchster Lebensgefahr schwebten, obwohl sie sich das alles nicht erklären konnten. Keiner von ihnen war bisher mit übersinnlichen Erscheinungen, mit den Kräften der Hölle und mit Dämonen in Berührung gekommen.

Sie alle jedoch fühlten, daß sie sich nicht lange gegen die lautlosen Befehle wehren konnten.

Kommt zu mir! Kommt! Ihr seid in meiner Gewalt! schrie Pats Stimme in ihren Köpfen. Ihr könnt euch mir nicht widersetzen! Ihr müßt zu mir kommen und für immer Meinesgleichen werden! Kommt, Surtur wartet auf euch! Surtur braucht treue Diener! Ihr werdet seine Sklaven sein. Habt keine Angst vor dem Feuerberg! Es ist schön hier drinnen! Kommt zum Krater, ich werde euch erwarten!

»Nein!« schrie Jean Lerouge gequält auf. Er hatte die geringste Widerstandskraft. »Ich kann nicht mehr!«

Taumelnd wandte er sich um. Sein stierer Blick richtete sich auf den Ätna, der zwischen den alten, hohen Häusern der Innenstadt von Catania zu sehen war, in Dunst gehüllt, blau und scheinbar so harmlos. Dennoch stellte er eine tödliche Bedrohung dar.

»Halt, Jean!« Frank Fairfax hatte selbst gegen den verderblichen Einfluß der Geisterstimme zu kämpfen. Dennoch fand er die Kraft, seinen Kameraden am Arm zu packen und zurückzureißen.

»Laß mich, ich muß zu ihr«, keuchte Jean verzweifelt.

»Komm zu dir!« Der Engländer schüttelte ihn hart an den Schultern. »Du darfst nicht zu Pat gehen! Es wäre dein Tod!«

»Ich muß!« Jean riß sich los und wich einige Schritte zurück. In seinen Augen funkelte jetzt blanke Mordlust. »Ich bringe dich um, wenn du mich hinderst!«

Doch Frank Fairfax ließ sich nicht einschüchtern. Er wußte, daß sein Freund verloren war, wenn er ihm nicht half.

Ehe Jean etwas tun konnte, versetzte Frank ihm einen trockenen Haken. Jean war groggy. Er sträubte sich nicht mehr, als Frank ihn am Arm packte. Elena hakte sich auf der anderen Seite des Franzosen unter. Gemeinsam zerrten sie den Wankenden weiter.

»Nur noch zwei Straßen!« rief Elena atemlos. »Dann haben wir es geschafft!«

Die Stimme in ihren Gedanken wurde lauter und drängender. Pat merkte, daß sich ihre Opfer von ihr entfernten, anstatt sich ihr zu nähern.

Ihr dürft nicht zu John Sinclair gehen, oder ich töte euch alle! kreischte sie haßerfüllt.

»Laßt euch nicht irre machen!« Lizzy Brook schleppte sich die Straße entlang, als habe sie Bleigewichte an den Füßen. Das Kleid klebte ihr am Körper. »Da, ich sehe das Hotel!«

Wankend, ächzend und torkelnd überquerten sie den Domplatz. Die wenigen Leute, die um diese Zeit in der Sonnenglut unterwegs waren, betrachteten mißbilligend die vier jungen Menschen. Sie glaubten, Betrunkene vor sich zu haben.

Mit letzter Kraft erreichten Frank, Elena, Lizzy und Jean das Hotel und wankten in die Halle.

»Zu Signor Sinclair, schnell!« rief Elena dem Angestellten hinter der Rezeption zu.

Der Mann zog zwar irritiert die Augenbrauen hoch, gab jedoch Auskunft. »Signor Sinclair ist nicht da«, sagte er kopfschüttelnd. »Ich weiß nicht, ob es angebracht ist, wenn Sie hier warten. Ich würde vorschlagen…«

Elena hörte nicht weiter auf ihn. Es interessierte sie nicht, was der Mann von ihnen dachte.

»Folgt mir!« rief sie ihren Begleitern zu und stolperte wieder aus dem Hotel auf den sonnendurchglühten Platz hinaus. Ein einziges Auto rollte am Dom vorbei. Unter der Marquise eines Cafés saßen zwei Touristen. Im spärlichen Schatten einer Hauswand lief ein Hund, klemmte den Schwanz ein und floh vor den vier Freunden.

Elena glaubte, die Hitze in den alten, blankgetretenen Steinen knistern zu hören, als sie auf den weit offenstehenden Eingang des Doms zutorkelte. Frank Fairfax schleppte den jungen Franzosen, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Lizzy Brooks war zwar auch schon am Ende, schaffte es jedoch noch aus eigener Kraft.

Die letzten Schritte wurden für die vier Freunde zur Qual.

Abschaum der Menschheit! Verräter! Feiglinge! schrie die Geisterstimme in ihren Gedanken. Ihr werdet mir nicht entkommen! Ich hole euch! Ich hole euch alle! Keiner von euch entgeht Surtur! Surtur ist mächtig! Surtur wird über die ganze Insel regieren!

So geiferte Pat Willards Geist, konnte jedoch nichts mehr erreichen. Elena sank im Inneren des Doms auf die kalten Marmorplatten. Frank ließ Jean neben ihr zu Boden gleiten und kauerte sich mit Lizzy in dem mächtigen Kirchenschiff nieder.

Nach Überschreiten der Schwelle war die Stimme verklungen. Sie konnten es noch gar nicht glauben, daß sie gerettet waren. Ängstlich warteten sie auf einen neuen Befehl aus den Tiefen des Ätna, doch er blieb aus.

So weit reichte die Macht Surturs, des Feuerdämons, nicht!

***

»John, dein Silberkreuz, schnell!« rief Bill Conolly, während er den Motor des Lamborghini aufheulen ließ. »Du mußt den Lavastrom stoppen!«

Der Taxifahrer raste bereits ins Tal. Er hatte sich von seinem Schwächeanfall erholt, den er erlitten hatte, weil er sich gegen die Befehle der Untoten gewehrt hatte.

Mrs. Willard lag auf den Rücksitzen des Lamborghini. Sie war nicht bei Bewußtsein und gab kein Lebenszeichen von sich. Ich hatte jedoch nach ihrem Puls gefühlt. Sie lebte, und das war in dieser Lage schon sehr viel.

»Das Kreuz!« schrie Bill noch einmal und legte den ersten Gang ein. Der schnittige Sportwagen sprang mit einem Satz vorwärts und nahm das Rennen gegen den Tod auf.

»Nützt nichts«, erwiderte ich düster. »Der Ausbruch ist magischen Ursprungs. Der Dämon Surtur hat ihn verursacht. Aber diese Lava ist sehr irdisch. Wenn sie uns erwischt, werden wir geröstet.«

»Du machst mir Mut!« Bill saß genauso entspannt hinter dem Lenkrad wie bei der Bergfahrt, obwohl er jetzt sogar noch schneller fuhr.

Ein breiter Lavastrom wälzte sich den steilen Hang herunter. Die vielfach gewundene Straße führte dicht daran vorbei.

»Ich habe einmal gehört, daß Lava sehr langsam fließt«, rief Bill Sekunden später. »Diese dort hat es besonders eilig.«

Ich merkte mir einen festen Punkt und erschrak, als ich sah, wie rasch das flüssige Gestein darauf zufloß. Bill hatte recht. Mit diesem Ausbruch stimmte eine ganze Menge nicht.

»Mal sehen, was sich machen läßt!« knurrte ich und zog meine Beretta aus der Schulterhalfter. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen, die für Dämonen der niederen Rangstufe absolut tödlich wirkten. Hier hatten wir es zwar nicht mit Dämonen zu tun, aber der Glutstrom wurde von dämonischen Kräften gelenkt.

Zum Glück brauchte ich nicht genau zu zielen. Der Lamborghini sprang über Bodenwellen und fegte durch die engen Kurven. Ich wartete ab, bis das Lavafeld auf meiner Seite deutlich sichtbar war, und jagte das ganze Magazin der Beretta durch den Lauf.

»Hat es gewirkt?« Bill stieß mich an, als ich nicht sofort antwortete. »John! Kannst du die Lava bremsen?«

»Ich weiß es noch nicht!« stieß ich heiser hervor. Ich hatte schon bemerkt, warum Bill es so dringend wissen wollte. Wenn die Lava mit derselben Geschwindigkeit wie bisher weiterfloß, schafften wir es nicht. Dann schnitt sie uns den Weg ab und überflutete die Straße ins Tal. Wir hätten dann zwar immer noch zu Fuß fliehen können, aber auch dagegen kannte dieser Surtur bestimmt ein Mittel.

Wieder eine Kurve, danach eine gerade Strecke. Hier konnte ich endlich feststellen, ob ich Erfolg hatte. Wieder merkte ich mir einen Fixpunkt, und als wir die nächste Kehre erreichten, atmete ich tief auf. »Geschafft!« rief ich erleichtert. »Die Lava hat jetzt ihre normale Geschwindigkeit!«

Bill lachte leise. »Hast du das Poltern gehört?«

»Welches Poltern?« fragte ich irritiert, weil ich nicht sofort wußte, worauf er hinaus wollte.

»Das Poltern vorhin.« Er grinste über das ganze Gesicht. »Das war der Stein, der mir vom Herzen gefallen ist!«

Ich beugte mich vor und spähte ins Tal. Der Taxifahrer hatte einen beträchtlichen Vorsprung herausgeholt.

»Du solltest dir von dem Mann da unten Fahrstunden geben lassen, Bill!« riet ich grinsend meinem Freund. Die Erleichterung über die Rettung ließ uns den ausgestandenen Schrecken vorübergehend vergessen.

»Der kennt die Straße aber auch wie seine Westentasche«, wandte Bill ein. »Kein Wunder, daß er so schnell ist!«

Ein gräßlicher Aufschrei hinter uns ließ uns zusammenzucken. Wären wir nicht gerade auf einer geraden Strecke gewesen, hätte Bill vielleicht das Lenkrad verrissen.

Mrs. Willard hatte den Schrei ausgestoßen. Als ich zu ihr herumwirbelte, saß sie aufrecht auf den Rücksitzen. Schluchzend schlug sie die Hände vor den weit aufgerissenen Mund.

Ich griff nach hinten und drückte ihre Hände. »Keine Angst, Mrs. Willard, wir helfen Ihnen«, redete ich auf sie ein. »Wir sind gleich wieder im Hotel!«

Sie sah mich so verzweifelt an, daß es mir die Kehle zuschnürte. »Ich… ich habe Pat gesehen…« stammelte sie. »Ich… sie sah… schrecklich aus und… ich kann es nicht fassen… die Lava… ich sollte in die Lava…«

»Mrs. Willard, beruhigen Sie sich«, sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel. Jetzt wünschte ich, Jane Collins wäre hier. Sie hätte bestimmt gewußt, wie sie die geschockte Mutter des ersten Vulkanopfers trösten konnte.

Bill fuhr langsamer, als er die Außenbezirke von Catania erreichte. Ich erklärte Mrs. Willard die Zusammenhänge. Meiner Meinung nach war es immer noch am nützlichsten, wenn sie alles verstand. Um so geringer war die Gefahr, daß sie ein zweites Mal Surturs Lockungen erlag. Denn nicht ihre Tochter, sondern der Dämon des Feuers hatte sie gerufen.

Bill fuhr durch eine fast ausgestorbene Stadt. Die Glut des frühen Nachmittags hielt die Menschen in ihren Häusern fest. Mir war es nur recht, da wir auf diese Weise schneller an unser Ziel gelangten.

Vor dem Hotel angekommen, half ich Mrs. Willard ins Freie und führte sie in die Halle. Ich wollte mit ihr schon zu den Aufzügen gehen, als mich der Angestellte an der Rezeption anrief.

»Vier junge Leute haben sich nach Ihnen erkundigt, Signor Sinclair«, sagte er und verzog dabei das Gesicht, als habe er sich soeben die Hände schmutzig gemacht. »Sie wankten in sehr desolatem Zustand zum Dom hinüber. Meines Wissens nach halten Sie sich noch immer in der Kirche auf.«

Ich sah Bill an, doch der zuckte nur die Schultern. Er wußte auch nicht, wer das sein konnte. Ich übergab ihm Mrs. Willard und verließ das Hotel. Es hörte sich ganz so an, als würde jemand meine Hilfe brauchen.

Da gab es für mich kein Zögern, auch wenn mir die Zeit auf den Nägeln brannte.

Als ich den menschenleeren Platz überquerte, ertönte vom Ätna her dumpfes Grollen. Surtur ließ seine Stimme hören.

Es war eine Drohung. Eine tödliche Drohung für uns alle.

***

Außer mir interessierte sich noch jemand für die Leute im Dom. Zwei Wagen der Carabinieri stoppten vor dem Portal. Aus dem ersten stieg Capitano Alfieri. Er blickte mir erwartungsvoll entgegen.

»Signor Sinclair!« Mit einem Kopfnicken deutete er auf den Dom. »Wissen Sie, was da drinnen vor sich geht? Wir sind alarmiert worden,

weil sich angeblich vier Verrückte oder Betrunkene im Dom aufhalten.«

»Ich weiß nicht, wer sie sind, aber sie haben sich im Hotel nach mir erkundigt«, antwortete ich.

Daraufhin deutete er seinen Leuten an, sie sollten vor dem Gebäude warten. Wir schritten die Stufen hinauf und traten in das kühle Kirchenschiff.

Die vier Fremden kamen sofort auf uns zu. Zwei Mädchen und zwei junge Männer.

»Mein Name ist Sinclair«, stellte ich mich auf Italienisch vor. »Sie wollten mich sprechen?«

Eine Frau Anfang Zwanzig mit der typisch blassen Haut der Nordländerin und dem typisch sonnenbrandgeröteten Gesicht der Touristen schob sich nach vorne.

»Ich bin Lizzy Brook«, erklärte sie mit bebender Stimme.

»Dann hat Ihr Vater uns nach Sizilien geschickt«, sagte ich lächelnd. »Freut mich! Sie brauchen meine Hilfe?«

»Elena Fantucci!« Ein glutäugiges Mädchen stellte sich neben Lizzy Brook. »Signor Sinclair, vielleicht halten Sie uns für verrückt, aber wir haben eine Botschaft von Pat erhalten. Sie wollte uns zwingen, auf den Ätna zu kommen.«

»Ich halte Sie gar nicht für verrückt«, erwiderte ich und erklärte den vier Urlaubern und dem Capitano, was Bill und ich mit Mrs. Willard erlebt hatten.

»Surtur! Feuerdämon! Ich höre immer wieder Surtur!« Capitano Alfieri warf temperamentvoll die Arme hoch, dämpfte aber seine Stimme sofort, als er sich daran erinnerte, wo er sich befand. »Das ist doch finsterster Aberglaube!«

»Aberglaube oder nicht«, konterte ich ruhig. »Signor Capitano, ich habe Pat Willard gesehen. Sie stand mitten im Lavasee und versuchte, ihre Mutter zu sich zu locken. Das war kein Aberglaube, das war eine Tatsache. Hätten wir nicht eingegriffen, müßten Sie Mrs. Willard ebenfalls auf die Liste der Vulkanopfer setzen.«

Der Capitano zog es vor, sich nicht mit mir zu streiten, obwohl ich ihm deutlich ansah, daß er mir nicht glaubte. Das Erscheinen Surturs, des Vulkandämons, war ihm offenbar zuviel.

»Was sollen wir jetzt machen?« fragte Frank Fairfax. »Wir können doch nicht im Dom bleiben, damit Pat uns nicht erreicht.«

»Da ist auch noch Giorgio«, erinnerte mich Elena. »Wenn er ebenfalls einen Ruf erhalten hat, wird er zu dem Krater hinauffahren. Diesem Befehl kann man auf die Dauer nicht widerstehen.«

Ich wandte mich an Capitano Alfieri. »Sagten Sie nicht, Giorgio Serpione hätte einen Unfall gehabt? Woher kam er mit dem Wagen?«

»Vom Ätna«, bestätigte der Capitano meinen Verdacht.

»Und er sah aus, als wäre er einen Lavahang heruntergestürzt, nicht wahr?« fuhr ich nachdenklich fort. »So wie ich jetzt. Das hört sich ganz so an, als hätte er den Ruf der Toten bereits erhalten, wäre auch am Krater gewesen, hätte aber in letzter Sekunde fliehen können. Ich muß mit Giorgio sprechen.«

»Und wir?« meldete sich Jean Lerouge zu Wort. »Ich würde am liebsten abreisen. Und zwar sofort.«

»Keine schlechte Idee«, meinte der Capitano sofort. Ihm kam es offenbar darauf an, die Quelle der Unruhe in der Stadt weit weg vom Schuß zu haben. »Wenn Sie nicht mehr hier sind, kann niemand Sie angreifen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Im Moment wäre es viel zu gefährlich, wenn sie den Dom verlassen«, wandte ich ein. »Kaum verzichten sie auf den Schutz dieses Gebäudes, geraten sie in die Klauen des Dämons.«

»Trotzdem können wir nicht ewig hier bleiben!« rief Jean wütend.

»Du wärst doch beinahe weggelaufen und auf den Ätna gestiegen«, sagte Elena Fantucci verärgert. »Und jetzt reißt du den Mund am weitesten auf.«

»Ich mache Ihnen allen einen Vorschlag«, griff ich schlichtend ein. »Bleiben Sie noch bis zum Abend im Dom. Da kann Ihnen nichts passieren! Aber Sie dürfen den Dom nicht verlassen. Capitano Alfieri, Sie können bestimmt dafür sorgen, daß die vier provisorisch untergebracht werden.«

Der Capitano nickte zögernd. »Das läßt sich machen«, gab er zu.

»Gut!« Ich nickte zufrieden. »Werden Sie nur um Himmels willen nicht leichtsinnig, wenn Sie die Stimme der Untoten nicht mehr hören. Sie lauert auf die nächste Gelegenheit.«

Die vier jungen Leute versprachen mir, sich an meine Anweisungen zu halten, so daß ich beruhigt ins Hotel zurückkehrte. Der Capitano blieb vorläufig bei ihnen.

Bill wartete schon ungeduldig an der Hotelbar. »Ich habe mir eine Menta bestellt«, sagte er und deutete auf ein hohes Glas mit giftgrünem Inhalt vor sich. »Pfefferminzlikör mit Wasser und Eis. Sehr erfrischend bei dieser Hitze.«

Ich bestellte mir ebenfalls eine Menta und berichtete, was sich drüben im Dom abgespielt hatte.

Bill machte ein bedenkliches Gesicht. »Wir schaffen es nicht zu zweit, John«, meinte er. »Wir können nicht an so vielen Stellen gleichzeitig sein und so viele Leute überwachen.«

»Jane und Suko«, erwiderte ich und nippte an dem eiskalten, erfrischend scharf schmeckenden Longdrink. »Ich werde gleich anrufen.«

Der Einfachheit halber ließ ich mir die Gespräche in die Hotelbar

legen. Da außer Bill und mir nur der Mixer anwesend war, der nur Italienisch verstand, konnte ich ungeniert sprechen. Suko erreichte ich in seinem Apartment, nachdem ich es vergeblich bei Jane Collins versucht hatte. Er war sofort einverstanden, zu uns zu kommen.

»Unter diesen Umständen hält mich nichts in London«, versicherte er.

»Welche Umstände meinst du denn?« erkundigte ich mich grinsend. »Die Bedrohung durch einen Dämon oder die strahlende Sonne in Sizilien?«

»Beides«, antwortete er trocken. »In Ordnung, John! Ich verständige auch Jane! Ich bin sicher, daß sie sich das nicht entgehen läßt!«

»Ganz bestimmt nicht«, erklärte ich. »Macht euch sofort auf den Weg. Ich glaube, das geht noch heiß her bei uns.«

»Im wahrsten Sinn des Wortes«, rief mein Freund in London. »Ein paar englische Regenwolken würden diesem Mr. Surtur vielleicht ganz guttun und ihn abkühlen.«

»Du kannst ja welche im Reisegepäck mitbringen«, schlug ich vor und beendete das Gespräch.

»Es gibt diesen Dämon im Ätna also wirklich?« fragte in diesem Moment der Mixer in gutem Englisch, wenn auch mit einem harten Akzent. »Es ist nicht nur die Natur, die im Feuerberg rebelliert?«

Ich biß die Zähne zusammen. Der junge Mann hinter der Bar hielt bei anderen kaum den Mund. Wenn er redete, wußte es bald die ganze Stadt.

»Es stimmt«, gab ich daher zu. »Aber wer darüber zu Dritten spricht, wird ein Opfer des Dämons! Die Lava verschlingt ihn!«

Er wurde kreidebleich, und Bill mußte sich anstrengen, um ein ernstes Gesicht zu machen.

»Ich schweige, Signore, ich schweige«, versicherte er hastig und verschwand durch eine Tür hinter der Bar.

»Geschieht ihm recht«, sagte Bill grinsend. »Was tut er zuerst auch so, als könnte er kein Wort Englisch, um uns besser belauschen zu können.«

Das Grinsen verging uns beiden, als ein neuer Erdstoß die Gläser klirren ließ. Surtur meldete sich wieder, als wollte er uns zu verstehen geben, daß er unsere Pläne kannte und sich nicht beeindrucken ließ.

***

Um fünf Uhr nachmittags waren wir im Krankenhaus, nachdem wir uns davon überzeugt hatten, daß Mrs. Willard vorläufig sicher war. Capitano Alfieri hatte überall seine Leute aufziehen lassen, vor dem Dom ebenso wie vor dem Hotel. Wer immer mit Surtur und dem Ätna zu tun hatte, wurde bewacht.

Auch am Krankenhaus trafen wir auf einen Doppelposten der Carabinieri. Ihr Wagen parkte direkt neben dem Schild OSOEDALE an

der Abzweigung von der Hauptstraße. Von hier hatten sie freien Blick auf die umliegenden Weingärten und konnten sofort eingreifen, wenn Giorgio Serpione ausrücken wollte.

»Meinst du denn?« fragte Bill, als wir die kühle Eingangshalle betraten, »daß er noch einmal den Ruf der Untoten hören wird?«

»Hast du schon erlebt«, fragte ich zurück, »daß die Hölle freiwillig aufgibt?«

Er schüttelte bloß den Kopf.

Die Schwester an der Anmeldung schickte uns in den dritten Stock. Giorgio Serpione hatte ein Einzelzimmer.

»Mir gefällt nicht, daß sie hier keine Wache aufgestellt haben«, meinte ich, als wir vor der richtigen Tür standen. »Ich würde sogar jemanden in das Zimmer setzen.«

»Das kann doch ich übernehmen, bis Jane und Suko hier sind und sich mit uns die Aufgaben teilen, John«, schlug Bill vor.

Ich nickte, klopfte und trat ein, weil keine Antwort erfolgte.

Es überraschte mich nicht, daß im Zimmer Halbdunkel herrschte. Überall im Süden wurden tagsüber die hölzernen Fensterläden geschlossen, damit die Hitze ausgesperrt wurde. Ich stutzte auch nicht, als ich im Bett unter der Decke eine Gestalt erkannte. Das Dunkle auf dem Kissen hielt ich für die Haare des Patienten.

Bill tippte mir auf die Schulter und deutete aufgeregt auf einen alten Wandschrank. Ich zuckte zusammen. Die Türen standen offen. Ein Kleiderbügel lag auf dem Boden, als habe jemand überstürzt die Sachen aus dem Schrank geholt.

Mit einem Satz war ich neben dem Bett und riß die Decke zurück.

»Der alte Trick!« rief Bill.

Giorgio Serpione hatte eine dunkle Decke zu einer Walze zusammengedreht und so hingelegt, daß eine Krankenschwester bei einer flüchtigen Kontrolle glauben mußte, der Patient wäre noch da.

Ich lief zum Fenster und stieß die Läden auf. Wir befanden uns im dritten Stock. Unter mir lag der Betonboden der Auffahrt.

Auf halber Höhe hing ein junger schwarzhaariger Mann in dem alten, morschen Spalier. Er sah kurz zu mir hoch. Seine Augen waren unnatürlich geweitet, sein Gesicht verzerrt.

Das mußte Giorgio Serpione sein.

»Er hat wieder den Ruf vom Ätna erhalten!« rief ich Bill zu. »Schnell, lauf hinunter!«

»Und du?«

»Ich folge ihm«, sagte ich und deutete aus dem Fenster.

»Du wirst dir das Genick brechen!« warnte Bill.

Ich achtete nicht auf ihn, schwang mich über das Fensterbrett und tastete mit den Füßen nach einer Quersprosse des Spaliers. Eine Gänsehaut lief über meinen Rücken, als ich es knacken hörte.

Das Holz sah nicht nur alt und morsch aus, es war auch alt und morsch. Aber wenn es Giorgio getragen hatte, würde es auch mich halten.
Hoffte ich wenigstens!
Ich wollte mich nicht darauf verlassen, daß Bill rechtzeitig unten ankam. Wer weiß, mit welchen gemeinen, hinterhältigen Tricks ihn Surtur aufhielt, um sich sein Opfer nicht entgehen zu lassen.
Ein Sprung ins eiskalte Wasser ist immer am besten. Deshalb ließ ich das Fensterbrett los und glitt an dem Spalier hinunter. Meine Finger fanden Halt, auch wenn mir das grobe Holz die Haut aufriß.
Ich spürte die Erschütterungen, die durch den Lattenrost liefen. Giorgio kletterte geschickt in die Tiefe. Er vergaß alle Vorsicht. Wäre er ganz bei sich gewesen, hätte er sich bestimmt nicht auf dieses Wagnis eingelassen, so aber mußte er dem Befehl seiner toten Freundin folgen.
Ich lauschte vergeblich in mich hinein. Ich empfing keine Botschaft der Untoten aus dem Ätna. Sie wandte sich also gezielt an Giorgio.
Ich starrte verbissen auf die graubraune Mauer vor meinem Gesicht. Nur nicht nach unten sehen, redete ich mir ein. Noch hing ich zwei Stockwerke über dem Erdboden!
Ein Sturz hätte tödliche Folgen gehabt!
Ich wurde meinem Vorsatz untreu und blickte doch hinunter. Die Erschütterungen im Spalier waren nämlich plötzlich verschwunden.
Hatte Giorgio schon den Boden erreicht?
Irrtum! Er hing verkrampft im Lattenrost und konnte offenbar nicht weiter. Direkt unter ihm war eine Querstrebe gebrochen. Er hielt sich nur mit den Händen fest und mußte die Beine anziehen.
»Ich komme zu dir!« rief ich dem Jungen zu. »Keine Sorge! Ganz ruhig bleiben! Das schaffen wir schon!«
Ich dachte nur noch daran, daß der junge Mann meine Hilfe brauchte und ohne mich abgestürzt wäre. Alles andere vergaß ich, und das war, ein Fehler, wie ich gleich darauf merkte.
Ich hielt mich ein Stück seitlich, damit ich Giorgio stützen konnte, doch als ich mit ihm auf gleicher Höhe war, sah ich sein höhnisch grinsendes Gesicht.
Er war noch immer nicht Herr seiner Sinne, sondern führte einen Befehl Surturs aus. Er versuchte, mich zu töten!
Ich klammerte mich mit einer Hand fest und tastete mit der anderen nach meinem Silberkreuz. Mit seiner Hilfe wollte ich Giorgio von dem unseligen Bann befreien.
Ehe ich jedoch dazu kam, schlug er zu. Seine Handkante sauste durch die Luft.
Noch war ich zu weit entfernt, als daß er mich hätte treffen können, doch das wollte und brauchte er auch gar nicht. Es ging anders viel

besser und wirkungsvoller.
Die Handkante traf eine Querstrebe des Spaliers. Ich konnte nichts dagegen unternehmen, daß die Strebe splitterte. Im nächsten Moment brach unter Giorgios Schlag eine zweite, gleich darauf eine dritte Strebe.
Nun hatte ich überhaupt keine Hand mehr frei, um mein Silberkreuz zu ziehen. Ich brauchte beide Hände, um die Verbindung zu dem Spalier zu halten.
Doch auch das nützte mir nichts.
»John, um Himmels willen!« brüllte unter mir Bill in höchstem Entsetzen.
Verzweifelt versuchte ich, wieder nach oben zu gelangen, wo das Spalier noch nicht zerbrochen war, doch ich schaffte es nicht. Die Holzstäbe waren dieser Belastung nicht gewachsen. Sie lösten sich aus ihrer Verankerung.
Während ich es knirschen hörte, sah ich, wie Giorgio sich einfach fallen ließ. Im nächsten Moment ging ein harter Ruck durch meinen Körper, und ich fiel.
Im Stürzen versuchte ich, mich so zu drehen, daß ich die größte Wucht abfangen konnte. Der Betonboden raste auf mich zu.
Es gab einen fürchterlichen Aufprall.
Dann wurde es schwarz vor meinen Augen. Mir war nur noch, als hörte ich aus weiter Ferne ein abscheuliches Gelächter. Ich tauchte in einen endlosen Abgrund ein, tiefer als der Hauptkrater des Ätna.

***

Hinterher ließ sich nicht mehr genau feststellen, ob Capitano Alfieri ein Verschulden traf oder nicht. Niemand wußte, ob seine Carabinieri wirklich nichts von dem Ausbruch gemerkt oder nur einfach in eine andere Richtung geblickt hatten. Tatsache war, daß der Capitano die vier unbequemen jungen Leute lieber weit weg als in Catania gesehen hätte.
Die Bevölkerung der Stadt war in Aufruhr. Seit Wochen rumorte der Ätna. Daran war man gewöhnt. Man hatte sich sogar auf einen größeren Ausbruch eingestellt.
Doch seit die amerikanische Touristin in einem Nebenkrater in der Lava versunken war, rissen die Gerüchte nicht mehr ab. Sie hatten sogar zu dem Angriff der Alten auf die vier Freunde geführt.
Mit derselben Geschwindigkeit hatte sich herumgesprochen, daß sich die vier Frevler im Dom verkrochen hatten.
Schon rotteten sich Männer und Frauen zusammen, vorläufig noch heimlich, damit die Polizei und die Carabinieri nichts davon merken sollten. Trotzdem war der Capitano sehr gut informiert. Auch er hatte überall seine Augen und Ohren und erfuhr von der brodelnden

Stimmung.
»Seht euch das einmal an!« Jean Lerouge winkte seine Freunde zu einer Dachluke. Sie vertrieben sich die Zeit damit, in die Kuppel des Doms zu klettern. Von hier oben hatten sie einen herrlichen Ausblick.
Sie interessierten sich jedoch nicht für die touristischen Schönheiten der alten Stadt am Fuß des Ätna, sondern für die Menschenansammlungen.
»Das ist nicht normal«, stellte Elena fest. Sie spürte sofort den Unterschied zwischen den üblichen Gruppen von Spaziergängern auf den Straßen und diesen Ansammlungen. »Da braut sich etwas zusammen.«
»Ich warte nicht ab, bis sie kommen und uns holen!« rief der junge Franzose heftig. »Ich haue ab!«
»Aber Sinclair hat uns doch versprochen…«, setzte Lizzy Brook an.
»Der kann mir viel versprechen!« schrie Jean sie an und dämpfte erschrocken seine Stimme, die donnerähnlich durch das Kirchenschiff rollte. »Wo ist denn dein Sinclair? Ist er hier, um uns zu beschützen?«
»Der Capitano und seine Leute sind in der Nähe«, gab Frank Fairfax zu bedenken.
»Die Polizei wird sich hüten, gegen ihre eigenen Landsleute vorzugehen«, behauptete Jean. »Ich will raus hier. Wenn ihr bleibt, gehe ich eben allein!«
»Und was willst du machen?« erkundigte sich Elena skeptisch. »Sobald du die Kirche verläßt, bist du Pats Ruf ausgeliefert.«
»Unsinn!« Jean wischte ihren Einwand weg. »Wir türmen, nehmen uns ein Taxi zum Stadtrand und halten einen Wagen an. Es wird uns schon jemand mitnehmen.«
»Meinetwegen«, lenkte Frank ein. »Mir ist es ohnedies langweilig.«
»Ihr macht einen Fehler«, warnte Lizzy. »Aber ich lasse euch nicht allein. Gehen wir.«
»Ich führe euch!« meldete sich Elena.
Sie erreichten eine Nebenpforte. Auf der anderen Seite des Platzes standen zwei Carabinieri, aber sie hielten den Haupteingang unter Kontrolle. An die Nebenpforte schienen sie nicht zu denken.
Nacheinander schlüpften die vier Freunde ins Freie und liefen im Schutz geparkter Wagen weg. Erst als sie außer Sichtweite der Carabinieri waren, richteten sie sich auf und hasteten durch die Straßen, bis sie ein leeres Taxi fanden.
Ihr Geld reichte eben für die Fahrt zum Stadtrand. Darüber, wie es weitergehen sollte, zerbrachen sie sich noch nicht die Köpfe.
Sie bezahlten den Fahrer, stiegen aus und stellten sich an den Straßenrand. Ein Wagen nach dem anderen rollte an ihnen vorbei. Auch Lastwagen hielten nicht, so daß sie schon allen Mut verloren. Jeden Moment rechneten sie mit dem Auftauchen eines

Streifenwagens, doch sie hatten Glück.

Oder Unglück, je nachdem.

Der nächste Wagen war nämlich ein alter, klappriger Lastwagen mit einer offenen Ladefläche. Die Scheiben des Fahrerhauses waren so verschmutzt, daß sie den Fahrer nur schemenhaft erkennen konnten. Er hielt, winkte ihnen zu und deutete nach hinten.

Sie halfen sich gegenseitig, auf die Ladefläche zu klettern. Noch immer schöpften sie keinen Verdacht.

Klappernd setzte sich der Lastwagen in Bewegung, fuhr aber nur ein Stück weiter und bog plötzlich von der Hauptstraße ab.

»He, was soll das?« rief Jean überrascht. Er klammerte sich fest, sosehr schaukelte das Fahrzeug. »Das ist doch eine Nebenstraße! Und nicht einmal asphaltiert. Wohin fährt denn der?«

Frank Fairfax kroch auf allen vieren zu der schmutzbedeckten Scheibe in der Hinterwand des Fahrerhauses und putzte sie mit seinem Ärmel blank. Er warf einen Blick in die Kabine und prallte mit einem gellenden Aufschrei zurück.

Die anderen blickten ihn erschrocken an. Er wollte etwas sagen, doch seine Lippen bewegten sich, ohne daß er etwas sagen konnte.

Jean Lerouge nahm seinen ganzen Mut zusammen und kam nach vorne. Der letzte Blutstropfen wich aus seinem Gesicht, als er den Fahrer erkannte, der sich nach ihm umdrehte und ihm eine Fratze teuflischen Triumphes zeigte.

»Das… das ist… Pat!« stammelte er und starrte seine Freunde an. »Sie… ist zurückgekommen und fährt uns… in den Tod!«

Elena und Lizzy klammerten sich ängstlich aneinander, während der Lastwagen rumpelnd bergan raste. Die Nebenstraße näherte sich der normalen Auffahrt auf den Vulkan.

»Wir müssen etwas tun«, flüsterte Frank und deutete zu der rauchenden Bergspitze. »Ich möchte nicht da drinnen enden.«

»Abspringen!« Jean stand auf und stolperte nach hinten. »Besser ein paar gebrochene Knochen als die Lava!«

Er packte die Querstrebe am Heck des Lastwagens, blickte ängstlich auf den unter ihm vorbeirasenden Schotter und stieß sich ab.

Er selbst spürte nur einen harten Schlag und begriff im ersten Moment gar nicht, was passierte. Die anderen sahen es ganz genau.

Jean schnellte sich zwar von dem Lastwagen, prallte jedoch an der äußeren Kante gegen ein unsichtbares Hindernis und wurde auf die Ladefläche zurückgeschleudert. Benommen blieb er liegen.

»Wir sind gefangen«, stellte Elena mutlos fest und tastete ringsum die unsichtbare Sperrwand ab. »Wir können nichts tun als abwarten, bis sie uns in die Lava stößt.«

Dabei warf sie einen Blick zu der Scheibe, hinter der die angesengten Haare der Untoten zu sehen waren.

Für die vier Freunde schien es keine Rettung mehr zu geben.

***

Jeder Knochen in meinem Körper fühlte sich an, als wäre er gesplittert. Ich konnte mich nicht bewegen. Mein Kopf dröhnte, als hätten sich wilde Hornissenschwärme eingenistet. Als ich die Augen öffnete, waren meine Lider schwer wie Blei. Meine Umgebung war in dichte Schleier gehüllt.

»John, endlich!«

Die Stimme kam mir bekannt vor, aber ich brauchte einige Zeit, bis ich sie aus meiner Erinnerung ausgegraben hatte.

»Bill, bist du das?« fragte ich krächzend.

»Himmel, John, erkennst du mich denn nicht?« Jemand berührte mich an der Schulter, und die Schleier lichteten sich ein wenig. Ein Gesicht schälte sich heraus. Bill! »Es hat dich böse erwischt, John! Du mußt dich ausruhen. Die Ärzte sagen, daß du unwahrscheinliches Glück hattest. Du bist direkt auf den Beton gefallen, aber du hast dich noch so geschickt abgerollt, daß dir nicht allzu viel passiert ist.«

Ich fühlte, wie meine Kräfte zurückkamen. »Was bedeutet – nicht allzu viel? Etwas gebrochen?«

Bill grinste erleichtert. »Nein, nichts! Du mußt Knochen aus Eisen haben. Ich sah dich fallen und dachte noch, du stehst nicht mehr auf!«

»Genau das tue ich aber«, erwiderte ich und schwang die Beine von der Trage hinunter, auf der ich lag. Sie hatten mich auf den Korridor des Krankenhauses gelegt. Wahrscheinlich waren alle Betten belegt.

Ich hatte mir zuviel zugemutet. Der Korridor wirbelte plötzlich um mich herum, und ich lag wieder flach.

»Bleib liegen«, warnte Bill. »Der Arzt sucht ein Zimmer für dich, in dem du ein paar Tage bleiben kannst.«

»Du spinnst!« erklärte ich heftig und setzte mich ein zweites Mal auf. Bill stützte mich, und diesmal ging es schon etwas besser. »Ich kann mich nicht ins Bett legen, solange Surtur sein Unwesen treibt.« Ich betrachtete Bill genauer und stutzte. »Du hast ja eine ordentliche Beule an deiner Denkerstirn! Wo ist Giorgio? Wie lange war ich bewußtlos?«

»Immer der Reihe nach.« Bill setzte sich neben mir auf die Trage. Obwohl es ihm bedeutend besser als mir ging, war er sichtlich angeschlagen. »Du warst eine Stunde lang weggetreten. Giorgio ließ dich abstürzen. Er selbst kam sicher auf den Boden. Ich wollte ihn aufhalten, aber der Kerl entwickelte unglaubliche Kräfte. Das waren die Einflüsse der Hölle. Bevor ich Deckung aufbauen konnte, schlug er mich mit bloßen Fäusten nieder, als wollte er mir den Schädel zermalmen. Die Ärzte haben zehn Minuten gebraucht, um mich wieder auf die Beine zu bringen. Danach war Giorgio natürlich schon

längst verschwunden.«

»Wieso bist du nicht sofort auf den Ätna gefahren?« Ich atmete tief durch, um die bohrenden Schmerzen in meinem Kopf zu mildern.

Bill winkte ab. »Habe ich getan. John. Während sich die Ärzte um dich bemühten, war ich am Krater. Alles normal, keine Spur von Giorgio. Er hat sich irgendwo in der Stadt verkrochen. Ich habe mit Capitano Alfieri gesprochen. Er hat eine dichte Postenkette oben auf dem Vulkan aufgestellt. Giorgio kommt nicht an den Krater heran.«

»Na gut, wenigstens etwas.« Ich ließ mich von der Bahre gleiten. Es ging mir wirklich noch nicht gut, aber ich biß die Zähne zusammen.

Ein Arzt und zwei Krankenschwestern tauchten im Korridor auf. Als sie mich entdeckten, erhoben alle drei ein fürchterliches Gezeter, um das ich mich jedoch nicht kümmerte. Ich winkte ihnen nur zu und ging langsam und vorsichtig mit Bill durch die Halle und hinaus auf den Parkplatz.

Die Sonne stand bereits tief. Nur noch wenige Stunden bis zur Dunkelheit.

»Wir sollten Giorgio vor Einbruch der Nacht finden«, sagte ich zu Bill. »Im Schutz der Dunkelheit kann er den Posten zu leicht entwischen.«

Bill startete den Lamborghini. »Wir könnten mit seinen Freunden sprechen, ob sie vielleicht ein Versteck kennen. Bei seinen Eltern habe ich schon angerufen, und der Capitano war bei ihnen. Sie wissen von nichts, aber sie wollen Altieri verständigen, wenn sie ihren Sohn sehen.«

»Dann zum Dom«, stimmte ich zu. Ich überließ im Moment gern Bill die Initiative. Noch fühlte ich mich viel zu schwach, um von mir aus etwas zu unternehmen. Ein Sturz aus dieser Höhe auf Betonboden war keine Kleinigkeit.

»Ach ja!« Bill schlug sich an die Stirn und stöhnte schmerzlich auf, weil er genau die Stelle traf, an der Giorgio ihn erwischt hatte. »Jane und Suko landen in etwa einer Stunde in Catania.«

Ich blickte ihn überrascht an. »Wieso denn so schnell? Die Verbindungen sind schlecht. Ich habe morgen früh mit ihnen gerechnet.«

»Das ist typisch Jane.« Bill grinste mir zu, während er ganz im Stil der italienischen Fahrer den Lamborghini durch die schmalen Straßen jagte. »Sie hat sich an Mr. Brook gewandt und ihm erklärt, daß seine Tochter in Gefahr ist. Was ja auch stimmt. Er hat ihr daraufhin sein Privatflugzeug zur Verfügung gestellt.«

»Um so besser«, murmelte ich und preßte die Hände gegen die Schläfen. Mein Kopf schien sich zu überlegen, ob er nicht doch Platzen solle. Außerdem war ich fast am ganzen Körper von meinem Sturz auf dem Lavafeld zerschunden.

Es war Sonntag. Der Feierabendverkehr entfiel. Daher kamen wir rasch voran und erreichten gegen sieben Uhr den Domplatz. Bill hielt vor der breiten Marmortreppe, die zum Haupteingang hinaufführte.

»Bleib hier, John«, riet er mir. »Ich hole die vier zum Eingang.«

Ich nickte und lehnte mich zurück, um Kräfte für den bevorstehenden Kampf gegen Surtur zu sammeln. Doch mit dem Sammeln war es nicht weit her, denn schon nach fünf Minuten kam Bill zurück. An seinem bestürzten Gesicht merkte ich, daß etwas geschehen war.

»Sie sind weg!« rief er und stürmte um unseren Wagen herum. »Sie sind getürmt! Niemand weiß, was aus ihnen geworden ist!«

Ich ballte die Fäuste. »Diese unvernünftigen…«, murmelte ich. Was sollten wir nur tun? Offenbar war es den vier Freunden zu langweilig geworden. Oder sie fürchteten sich vor den Leuten, die wir überall auf Straßen und Plätzen beisammenstehen gesehen hatten.

»Die Carabinieri wollen nichts bemerkt haben.« Bill deutete quer über den Platz. Dort stand einer der sandbraunen Wagen mit dem Blaulicht auf dem Dach. Er setzte sich in Bewegung und rollte auf uns zu. »Das ist der Capitano.«

Der Polizeiwagen hielt neben uns. Capitano Alfieri lehnte sich weit aus dem Fenster.

»Wir haben eine Meldung von unseren Leuten auf dem Ätna erhalten!« rief er uns gehetzt zu. »Ein alter Lastwagen kommt auf der Bergstraße näher. Was sollen wir tun, Signor Sinclair? Aufhalten, wie Signor Conolly gewünscht hat?«

»Errichten Sie eine Straßensperre«, rief ich zurück, während Bill bereits den Motor anließ. »Aber Ihre Leute sollen sich zurückziehen. Auf keinen Kampf einlassen!«

Während der Capitano zum Mikrofon seines Funkgeräts griff, legte Bill einen Schnellstart auf die altehrwürdigen Steinplatten vor dem Dom.

»Wieso bist du so sicher, John, daß in dem Lastwagen unsere Gegner sitzen?« rief er.

»Glaubst du, daß jemand freiwillig da hinauffährt?« Ich deutete auf den dunklen Kegel des Ätna, dessen Spitze in einer Dunstschicht verschwand. »Entweder stehen die Insassen in Surturs Bann, oder es sind Dämonen! Gib Gas, Bill! Es geht um jede Sekunde!«

***

Die vier Freunde kauerten apathisch auf der Ladefläche des alten Lastwagens. Sie wurden hin und her geworfen und mußten sich mit Armen und Beinen abstützen, sonst wären sie gegen die Seitenwände geprallt.

Jean hatte es wieder am schlimmsten erwischt. Der Zusammenprall mit der magischen Sperre war nicht ohne Folgen geblieben. Er hatte

die Augen geöffnet und hielt sich auch wie seine Kameraden fest, aber er war nicht ansprechbar. Stumpf stierte er auf seine Schuhspitzen.

Sogar Elena, die sonst am meisten Energie entwickelt hatte, wußte sich keinen Rat mehr. Sie war davon überzeugt, daß sie alle verloren waren. Verloren und gefangen in Pat Willards Klauen, die aus der Lava zurückgekommen war, um ihre ehemaligen Freunde in den Tod zu führen.

Frank Fairfax erlebte alles wie einen bösen Traum. Er starrte auf die blonden, angesengten Haare, das einzige, was er von Pat Willard in dem Führerhaus erkannte. Wie war es möglich, daß Pat am Steuer saß, obwohl sie vor seinen Augen in der Lava versunken war?

Lizzy Brook hob nur den Blick, als dicht über ihren Köpfen ein Flugzeug vorbeidonnerte. Für einen Moment hoffte sie, die Polizei oder sonst jemand wäre zu ihrer Rettung gekommen, doch die kleine Privatmaschine zog nur eine Schleife und drehte in Richtung Catania ab.

Irgend etwas in Lizzy Brooks Erinnerung meldete sich, aber sie kam nicht darauf, daß es das Flugzeug ihres Vaters war, und daß der Pilot von seinen Passagieren die Anweisung zu dieser Schleife um den Ätna erhalten hatte, konnte sie nicht einmal ahnen.

Elena sah es zuerst. Sie richtete sich auf die Knie auf, stützte sich am Fahrerhaus ab und deutete aufgeregt nach vorne.

»Polizei!« rief sie mit vor Aufregung heiserer Stimme. »Carabinieri! Sie haben eine Straßensperre errichtet!«

Das riß auch die anderen hoch, mit Ausnahme von Jean Lerouge, der nichts mehr sah und hörte.

Der Lastwagen rumpelte in schwindelerregendem Tempo die einspurige Straße hinauf, die mitten durch die erstarrte Lava gebaut worden war. Nur noch wenige Minuten bis zum Krater.

Ein Streifenwagen der Carabinieri stand quer auf der Fahrbahn und sperrte sie total. Nicht einmal ein Radfahrer hätte passieren können.

Pat Willard fuhr jedoch mit unverminderter Geschwindigkeit auf den Streifenwagen zu. Sie bremste nicht einmal, als der Zusammenstoß unausweichlich war.

Nur noch vier oder fünf Meter trennten die beiden Fahrzeuge, als der Polizeiwagen wie von einer unsichtbaren Riesenfaust gepackt und zur Seite geschleudert wurde. Er flog über die Kante hinaus, überschlug sich mehrmals in der Luft und krachte auf die Felsen unterhalb der Straße.

Der Streifenwagen rollte noch weiter, als die Carabinieri das Feuer eröffneten. Sie zielten auf die Reifen des Lastwagens, und sie trafen, wie das Geräusch der Einschläge der Kugeln bewies. Zischend entwich die Luft, doch der Wagen war nicht zu stoppen.

Dämonische Kräfte hielten ihn auf der Straße, die direkt in den Tod

führte.
In Surturs Reich!

***

Zum dritten Mal bekam Bill Gelegenheit, sein fahrerisches Können voll auszuspielen. Wieder rasten wir die Bergstraße auf den Ätna hinauf. Wir hatten den Wagen des Capitano weit abgehängt, obwohl der Alfa der Carabinieri ebenfalls einen hochgezüchteten Motor besaß.
»Was für ein Glück, daß Surtur offenbar noch nicht vollendet ist«, preßte Bill zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Nicht auszumalen, wenn der Feuerdämon schon seine volle Kraft erreicht hätte!«
»Wir wissen nicht, wann er fertig sein wird«, antwortete ich und hielt Ausschau nach dem gemeldeten Lastwagen und der Straßensperre. »Das kann jeden Moment passieren!«
Wir hatten es in der Vergangenheit mehrmals erlebt, daß Dämonen Jahrtausende oder Jahrhunderte lang dahingedämmert hatten und durch irgendein Ereignis geweckt wurden. Sie benötigten meistens einige Zeit, um ihre ganze Bösartigkeit entwickeln zu können. So war es auch bei Surtur.
»Da sind sie!« rief ich. Der Lastwagen hielt soeben auf die Straßensperre zu und schleuderte den Streifenwagen beiseite. Dieser rollte den Abhang hinunter, stürzte jedoch erst hinter uns auf die Straße. Er hätte uns sonst den Weg versperrt.
»Gib Gas, Bill!« Ich krallte mich am Armaturenbrett fest, als ich die vier Personen auf der Ladefläche erkannte. »Das sind Giorgios Freunde! Schneller!«
Die Carabinieri feuerten auf den Lastwagen. Oberhalb der Straße blitzten Mündungsfeuer auf. Ich entdeckte sogar zwei Uniformierte mit Maschinenpistolen. Sie konnten den Lastwagen jedoch nicht stoppen.
Ungehindert jagte das Satansgefährt dem Krater entgegen.
»Alle Reifen sind zerschossen!« schrie Bill. »Er kann gar nicht mehr fahren!«
Er fuhr aber, und er raste über den provisorischen Parkplatz.
Meine Hand flog an die Beretta. Ich riß meine Waffe hervor, hängte mich mit dem Oberkörper aus dem Seitenfenster und zielte.
Es ist fast unmöglich, von einem fahrenden Auto aus die Reifen eines anderen fahrenden Autos zu treffen. Trotzdem versuchte ich es. Jetzt konnte den jungen Leuten auf der Ladefläche nicht mehr viel passieren. Der Lastwagen würde nicht abstürzen, wenn ich die Reifen erwischte.
Bill versuchte, den Lamborghini so ruhig wie möglich zu halten. Ich drückte dreimal ab.

Der rechte Hinterreifen löste sich auf. Gummiteile flogen wie Geschosse davon.

Der Lastwagen neigte sich nach hinten. Die Felge radierte mit ohrenbetäubendem Kreischen über den felsigen Untergrund, daß eine lange Funkenfontäne hinter dem Wagen aufstieg.

Der Wagen wurde hart abgebremst, drehte sich um die eigene Achse und stieß mit einem dumpfen Aufprall gegen einen Felsblock. Bill rammte den Fuß auf die Bremse. Noch während der Lamborghini ausrollte, machte ich die Seitentür auf und sprang ins Freie.

Jetzt merkte ich, wie arg mich der Sturz von dem Spalier mitgenommen hatte. Um ein Haar wären mir die Beine unter dem Körper weggeknickt. Ich mußte mich an der offenen Wagentür festkrallen.

Drüben beim Lastwagen flog die Fahrertür auf.

»Das ist Pat!« schrie Bill.

Die Untote sprang ins Freie und hetzte zu der Ladefläche, auf der sich die vier Freunde ängstlich in eine Ecke drängten.

Bill rannte los, doch mit bloßen Händen konnte er kaum etwas ausrichten. Ich lief ebenfalls auf den Lastwagen zu, aber ich kam nicht so schnell voran wie sonst. Blieb mir nur die Beretta.

»Aus der Schußlinie!« rief ich meinem Freund zu.

Der verstand sofort und wich zur Seite. In weitem Bogen versuchte er, der Untoten den Weg zum Krater zu versperren.

Pat Willard erreichte das Heck des Lastwagens. Mit einem Griff schwang sie sich über die Ladeklappe.

Die vier jungen Leute auf dem Wagen schrien gellend auf. Sie erkannten die Absicht der Untoten. Pat Willard wollte ihre Opfer eigenhändig zum Krater hinauf verschleppen.

Ich blieb stehen. Meine Lungen arbeiteten wie Blasebalge. Mein Herz schlug im Hals. Meine Beine zitterten von der Anstrengung. Normalerweise hätte mir das alles nichts ausgemacht, und ich hätte mich auf einen Zweikampf mit der Untoten eingelassen, doch in meinem geschwächten Zustand mußte ich schießen.

Ich zielte kurz und drückte ab. Der Schuß krachte, und Pat, die Wiedergängerin, zuckte zurück. Ich hatte sie von ihren Opfern abgelenkt, aber nicht vertrieben. Die Kugel hatte sie verfehlt.

»Weiche!« schrie ich der lebenden Leiche zu. »Laß die Finger von deinen ehemaligen Freunden!«

»Ha, das könnte dir so passen, John Sinclair!« schrie sie zurück.

Schneller, als ich abdrücken konnte, warf sich Pat Willard in die Gruppe ihrer Gefangenen, packte Elena Fantucci und riß sie als lebenden Schutzschild vor sich.

»Und jetzt schieß, John Sinclair!« kreischte die Gehilfin des Feuerdämons.

Leichtfüßig schwang sie sich auf den Erdboden, obwohl sie Elena tragen mußte. Ich sah die entsetzt aufgerissenen Augen der jungen Sizilianerin und ließ die Beretta sinken. Elena verdeckte den Körper der Untoten. Ich kam nicht zum Schuß.

»Du entkommst mir nicht, Pat!« rief ich, um die Untote abzulenken. Ich sah nämlich, wie sich Bill von hinten heranpirschte. Es gab für ihn keine Deckung. Hätte Pat Willard nur einmal den Kopf gewandt, hätte sie Bill entdeckt. »Sieh her! Mit dieser Waffe werde ich dich besiegen, dich und deinen Herrn Surtur! Ihr entkommt mir nicht!«

»Du Verblendeter!« Die lebende Leiche warf den Kopf in den Nacken und lachte schauerlich auf. Ihre Finger gruben sich in Elenas Arme, als sie ihr wehrloses Opfer mit sich zerrte. »Du ahnst nicht, wie stark Surtur sein wird, wenn er seine volle Macht erhalten hat! Nicht mehr lange, und er wird über die ganze Insel herrschen. Er wird den Ätna ausbrechen lassen, so daß alle Menschen auf Sizilien unter der Lava verglühen werden. Aber sie werden wiederkommen, genau wie ich! Alle Menschen dieser Insel werden aufstehen und ein Heer des Bösen bilden, bereit, auf Surturs Befehl zum Festland überzusetzen und das gesamte Land zu erobern! Niemand wird ihnen widerstehen können! Sie werden alles niederwalzen und eine Spur von Tod und Vernichtung hinterlassen!«

Schaudernd vernahm ich den Plan der höllischen Mächte. Ich mußte unbedingt verhindern, daß Surtur jemals seine volle Stärke erlangte, sonst wurde er tatsächlich unbesiegbar, wie Pat Willard es ankündigte.

Im Moment mußte ich mich jedoch auf Elenas Rettung konzentrieren.

Mein Trick mit dem Ablenkungsmanöver funktionierte. Bill erreichte die Untote und sprang sie von hinten an.

Seine Arme schlangen sich um Pats Hals, und mit aller Kraft riß er sie zu Boden.

Die Untote war so überrascht, daß sie Elena losließ.

»Zu mir!« schrie ich der Sizilianerin zu.

Elena rannte auf mich los, aber sie machte einen Fehler. Sie kam schnurgerade auf mich zu, so daß ich nicht schießen konnte. Ich wich zur Seite, sie auch. In ihrer panischen Angst überlegte sie nicht.

»John!« schrie Bill. Er kam in arge Bedrängnis. Nachdem die Untote die Überraschung überwunden hatte, entwickelte sie gefährliche Kräfte. Sie schüttelte meinen Freund mühelos ab und griff ihn an.

Heiser fauchend wie eine gereizte Tigerin umkreiste sie Bill, der zurückwich und sie nicht aus den Augen ließ. Der kleinste Fehler wäre für meinen Freund tödlich gewesen.

Mit einem heiseren Schrei sprang Pat ihn an, und ich war noch immer nicht nahe genug, um direkt einzugreifen.

In diesem Moment stolperte Elena und stürzte. Die Schußlinie war

frei.

Doch nun hielt Pat Bill umklammert und riß ihn zu Boden. Wieder gab es für mich kein Ziel.

Noch ungefähr fünfzig Meter. Jeder einzelne Schritt wurde mir zur Qual. Hätte mich nicht die Angst um Bill getrieben, wäre ich bestimmt umgekippt.

Bills Fäuste flogen hoch. Er war durchtrainiert und schaffte es noch einmal, Pat von sich zu stoßen.

Meine Hand zitterte wie Espenlaub. Vor meinen Augen wallten schwarze und rote Schleier.

Ich biß die Zähne zusammen und schoß. Absichtlich hielt ich hoch, um den am Boden liegenden Bill nicht zu treffen.

Die Silberkugel streifte die Wiedergängerin am Arm. Sie schrie haßerfüllt auf und schnellte sich zur Seite. Der nächste Schuß verfehlte sie.

Zu einem dritten Schuß kam ich nicht. Pat Willard sprang hinter dem Lastwagen in Deckung und kletterte den Hang hinauf, ohne sich um ihre Gefangenen zu kümmern.

Surtur half seinem Geschöpf. Er schickte ätzende Schwefeldämpfe aus verborgenen Spalten im Gestein. Sie hüllten Pat Willard ein, verschluckten sie und retteten sie vor meinen geweihten Kugeln.

Bill kam zu mir. Er grinste erleichtert. »Der Kratzer wird die Untote zwar nicht töten«, meinte er, »aber sie hat jedenfalls eine Weile daran zu knabbern.«

»Hoffentlich«, murmelte ich und atmete ganz flach, damit ich nicht zu viel von den Schwefeldämpfen inhalierte. »Das letzte Wort ist jedenfalls noch nicht gesprochen. Surtur wird sich bald wieder bei uns melden!«

***

Bill holte die drei Gefangenen von der Ladefläche herunter. Elena trat zu mir und wollte sich bedanken, doch ich winkte ab. Ich hatte nur meine Pflicht getan, genau wie Bill.

»Wo könnte Giorgio stecken?« fragte ich statt dessen die rassige Italienerin. »Er ist aus dem Krankenhaus ausgerückt.«

»Giorgio?« rief sie erschrocken. »Bei seinen Eltern«, fügte sie hinzu. »Sonst weiß ich nichts.«

Ich überlegte. »Er hatte sich in Pat Willard verliebt, ehe sie starb, richtig?« Es entging mir nicht, daß Elena kurz zusammenzuckte. Das übrige war nicht schwer zu erraten. »Sie leben in Catania, Giorgio lebt in Catania. Kannten Sie beide schon, bevor Sie die anderen trafen?«

Elena Fantucci nickte. »Schon seit Jahren, Signor Ispettore.«

»Wart ihr miteinander sehr eng befreundet? Haben Sie ihn geliebt?«

»Ich liebe ihn noch immer, auch wenn er von diesem amerikanischen

Mädchen besessen ist«, flüsterte sie unter Tränen. Die lange zurückgestaute Enttäuschung und das Entsetzen der Höllenfahrt auf den Ätna brachen aus ihr heraus. Weinend sank sie mir in die Arme.

Ich hielt sie fest und redete beruhigend auf sie ein, während sich meine Gedanken überschlugen. Wir mußten Giorgio Serpione finden, ehe er Surtur in die Hände fiel!

»Hattet ihr ein Liebesnest?« erkundigte ich mich. »Eine Hütte in den Weinbergen vielleicht? Oder ein verlassenes Haus irgendwo in der Stadt? Einen Ort, an dem ihr euch oft getroffen habt? Ein Versteck, in dem Giorgio jetzt sein könnte?«

Elena wurde abgelenkt. Capitano Alfieri traf mit seinen Leuten ein. Sie hatten auch eine Ambulanz angefordert, in die sie Jean Lerouge hoben.

»Der Junge hat einen Schock erlitten«, meinte Capitano Alfieri und streifte Elena mit einem flüchtigen Blick. »Sie scheinen viel robuster zu sein, Signorina. Haben Sie uns noch nicht genug Ärger gemacht? Warum sind Sie nicht im Dom geblieben?«

Elena senkte nur den Kopf. Sie sprach kein Wort, bis sich der Capitano wieder seinen Leuten zuwandte.

»Er mag uns nicht.« Trotzig strich sie die schwarzen Haare aus der Stirn. »Ich glaube, irgendwie gibt auch er uns die Schuld an allen diesen Vorfällen. Dabei können wir nichts dafür.«

»Als Sie alle zum ersten Mal auf den Ätna fuhren, war es nur blanker Leichtsinn«, erwiderte ich. »Sie hätten wissen müssen, daß es gefährlich ist. Sie konnten damals nicht ahnen, daß im Krater ein Dämon lauert. Aber es war blanker Irrsinn, den Dom zu verlassen.«

»Ich sehe es ja ein«, murmelte sie gebrochen. »Signor Sinclair, bitte, helfen Sie Giorgio! Ganz gleich, ob er sich von mir abgewandt hat oder nicht. Sie müssen ihn retten! Ich will nicht, daß er in die Lava…« Sie brach ab und kämpfte um Fassung. »Wir haben uns ein paarmal in einer Bucht außerhalb von Catania getroffen. Sie hat nicht einmal einen Namen. Ich kann sie Ihnen zeigen.«

»Gut, vielleicht ist er dort!« Ich winkte Bill zu mir, erklärte ihm die Lage und deutete auf die Ambulanz. Soeben stiegen die Sanitäter ein und machten sich zur Abfahrt bereit. »Laß dich von Capitano Alfieri zum Krankenhaus bringen. Kümmere dich um die jungen Leute. Am besten wäre es, wenn sie alle drei im Hospital untergebracht würden. Unter Polizeischutz, damit sie nicht wieder ausrücken.«

»Ich erledige das«, versprach Bill. »Und du fährst mit Signorina Fantucci zu dieser Bucht?«

»Wir müssen wenigstens versuchen, ob wir Giorgio finden«, antwortete ich.

»Dann laß es Jane nicht wissen«, meinte Bill grinsend und spielte darauf an, daß meine Freundin ganz schön eifersüchtig sein konnte.

»Viel Glück, ihr beiden! Ich überlasse euch den Lamborghini. In einem Streifenwagen ist bestimmt noch Platz für mich!«

Während er zu den Carabinieri ging und Elena und ich in den Sportwagen kletterten, wunderte ich mich, daß es so ruhig war. Sammelte Surtur Kraft für einen neuen Schlag? Und wieso hatte sich der Dämon noch nicht gezeigt? Hatte er Angst vor mir und meinen Waffen?

Ich kannte die Antwort auf diese Fragen noch nicht, als ich die Talfahrt antrat. Vorläufig dachte ich nur an Giorgio Serpione. Dieser Surtur sollte sich verrechnet haben. Er sollte nicht nur seine Herrschaft über Sizilien nicht antreten, ich wollte auch dafür sorgen, daß er kein einziges Opfer mehr fand.

***

Der Bus von Messina nach Catania hatte an diesem Tag eine halbe Stunde Verspätung. Sechzig Kilometer vor der Stadt hatte ein Erdrutsch die Straße blockiert, so daß der Fahrer einen Umweg machen mußte.

Der Mann wohnte in Catania und freute sich schon auf die Ankunft. Seine Frau wollte ihn vom Busbahnhof abholen, weil er Feierabend hatte. Der Bus fuhr an diesem Tag nicht mehr zurück. Um die halbe Stunde Verspätung hereinzuholen, gab Pietro Canardo mehr Gas als sonst.

Die etwa fünfzehn Fahrgäste störte das nicht. Sie waren daran gewöhnt, daß der Bus mit halsbrecherischer Geschwindigkeit die kurvenreiche Küstenstraße entlangjagte. Sie verließen sich auf den Fahrer, der die Strecke seit Jahren kannte.

Noch vier Kilometer bis zur Stadtgrenze von Catania, dachte Pietro Canardo. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er die Hälfte der Verspätung aufgeholt hatte. Maria mußte also nicht zu lange auf ihn warten.

Er lächelte, als er sich schon jetzt das Wiedersehen mit seinen Kindern vorstellte. Zwei Tage war er mit dem Bus unterwegs gewesen. Ob Mara schon wieder einen Zahn bekommen hatte? Die zweiten Zähne brachen bei ihr schneller durch, als die Milchzähne ausfielen.

Weiter kam der Busfahrer in seinen Gedanken nicht. Die Sonne tauchte zwar schon in das Meer, aber das Licht reichte aus. Er brauchte die Scheinwerfer nicht einzuschalten, um deutlich zu sehen, daß dort vorne neben dem Olivenbaum etwas nicht stimmte.

Canardo nahm den Fuß vom Gas und bremste. Zischend und fauchend griff die Druckluftbremse. Der lange Überlandbus rollte langsam auf die seltsame Erscheinung zu, auf die sich Canardo keinen Reim machen konnte.

Es sah aus, als habe sich ein riesiger Maulwurf an die Oberfläche

gewühlt. Der Boden war aufgeworfen und schwarz verfärbt. Das Gras und die umstehenden Büsche waren angesengt.

»Hier hat es gebrannt«, meinte eine ältere Frau, die direkt hinter dem Fahrer saß.

Canardo glaubte nicht so recht daran. Die Erde war in Bewegung, hob und senkte sich, als stecke darunter ein mächtiges Lebewesen, das tief einatmete. Er wagte nicht, mit dem Bus an dieser Stelle vorbeizufahren.

»Was ist denn, schlafen Sie da vorne?« rief ein junger Mann von der letzten Reihe dem Fahrer zu. »Was geht uns das Ding an?«

Pietro Canardo antwortete nicht. Er öffnete die Drucklufttüren und stieg aus. »Alle bleiben im Wagen, das ist sicherer!« rief er seinen Fahrgästen zu und näherte sich vorsichtig der unheimlichen Stelle.

Sofort fiel ihm die Hitze auf, die von dem Hügel ausströmte. Doch das allein war es nicht. Sie hätte tatsächlich von einem erloschenen Brand stammen können.

Etwas anderes jagte dem Mann Angst ein. Es war eine fast greifbare Bedrohung, die in der Luft lag. Etwas unsagbar Böses schob sich näher und näher, ohne daß er es erklären konnte.

Und dann sah er die Hand!

Sie ragte aus der Erde, viel größer als eine Menschenhand und doch genauso geformt. Jeder einzelne Finger war fast so lang wie ein Unterarm, und an den Fingern saßen schwarze, gebogene Krallen. Auch die Hand war pechschwarz.

Wie gelähmt blieb Pietro Canardo bei dem Anblick stehen. Er vermochte nicht mehr, sich zu bewegen.

Die Hand lebte! Sie bewegte sich! Die riesigen Finger krümmten sich zusammen und ballten eine Faust, streckten sich wieder. Der ganze Arm erschien aus dem Erdreich, das plötzlich aufplatzte.

Hinter ihm schrien die Menschen im Bus. In höchster Panik versuchten sie, den Wagen zu verlassen, doch die Türen ließen sich nicht rasch genug öffnen.

Es ging alles schneller, als man es beschreiben kann.

Der Erdhügel teilte sich. Eine riesenhafte Gestalt erhob sich, ein Monster, das nur entfernte Ähnlichkeit mit einem Menschen hatte. Es wuchs ins Gigantische. Rotglühende Augen starrten gierig auf die wehrlosen Opfer herunter. Aus dem schwarzen, unförmigen Körper ragten zahlreiche Arme, schlugen wild durch die Luft und griffen nach den Menschen.

Pietro Canardo wurde das erste Opfer. Er wollte ausweichen, als die Hand auf ihn zuschoß. Im nächsten Moment berührten ihn die schwarzen Finger. Ein gräßlicher Hitzeschock löschte sein Bewußtsein aus.

Die Menschen im Bus tobten, als sie sahen, wie das Monster den

Fahrer in die Höhle im Hügel zerrte. Eine andere Hand faßte durch die geöffnete Tür in den Bus und packte zwei Frauen, die gleich neben dem Eingang standen.

In den grauenhaften Schreien der verzweifelten Opfer ging das Klirren der Heckscheibe völlig unter. Mit dem für Notfälle vorgesehenen Hammer hatten zwei Männer die Scheibe eingeschlagen und wollten sich durch einen schnellen Sprung ins Freie retten. Sie schafften es nicht. Ihre Flucht endete in den wie Fangarme eines gigantischen Polypen durch die Luft schnellenden Armen des Dämons.

Ein Fahrgast nach dem anderen verschwand in der Höhle, aus der das Ungeheuer gekrochen war. Kaum war das letzte Opfer eingefangen, als sich der Dämon zurückzog.

Ein Schwall weißglühender Lava brach aus der Höhle hervor, kroch auf den Bus zu und überschwemmte ihn. Knisternd barsten die Fenster. Die Inneneinrichtung verpuffte unter der unvorstellbaren Hitze. Die Gummiräder und die übrigen brennbaren Teile lösten sich in Rauch auf.

Eine Wolke übelriechenden Qualms stand über der Stätte des Grauens und trieb langsam auf Catania zu.

Erst als der Bus völlig mit Lava erfüllt war, stoppte der weitere Zustrom. Ungewöhnlich rasch erkaltete das flüssige Gestein, verlor die hellgelbe Farbe, wurde dunkelrot und erlosch. Von dem Bus existierte nur noch das Metallgerippe, halb eingebettet in die Lava.

Erst jetzt tauchte ein anderer Wagen auf der Küstenstraße auf. Die Insassen glaubten an einen gewöhnlichen Ausbruch des Ätna und verständigten die Polizei.

Ihre Meldung löste Großalarm aus.

***

»Wohin fahren Sie denn, Signor Sinclair?« erkundigte sich Elena Fantucci. »Sie machen einen Umweg. Zur Küste hätten wir links abbiegen müssen.«

»Ich habe es mir anders überlegt«, erwiderte ich. »Mein Freund Conolly überwacht das Krankenhaus. Ich möchte aber sofort mit Miß Collins und Suko sprechen. Wahrscheinlich warten sie bereits im Hotel.«

Ich brauchte ihr nicht unbedingt zu erklären, daß ich die Lage für so bedrohlich hielt, daß wir möglichst zu viert gegen den Dämon im Vulkan kämpfen sollten. Jane und Suko konnten sich nicht erst von dem Flug erholen.

»Ich bin gleich wieder bei Ihnen«, versprach ich, als wir vor dem Hotel Miramar hielten. Schon in der Halle sah ich meine beiden Freunde. Suko sprengte mit seiner massigen Figur fast den Clubsessel, in dem er es sich bequem gemacht hatte. Mein chinesischer Freund

wirkte mit seinem gutmütigen Gesicht auf den ersten Blick harmlos. In Wirklichkeit war er eine durchtrainierte Kampfmaschine, die nur aus Muskeln und Sehnen bestand.

Jane Collins trug einen grobmaschigen Pullover aus weißem Material, das von Goldfäden durchzogen war, dazu eine Hose aus einem schwarzen, seidig schimmernden Stoff. Ihre goldblonden Haare, die mich oft an reifen Kansas-Weizen erinnerten, fielen offen auf ihre Schultern.

»John!« Jane sprang auf und lief mir entgegen. »Wir haben uns solche Sorgen um euch gemacht! Wo ist Bill? Was war oben auf dem Ätna los? Wir haben den Piloten gebeten, eine Schleife…«

Ich schnitt ihre Fragen mit einem Kuß ab, nickte Suko zu und lotste die beiden aus der Halle heraus auf den Vorplatz. Ich konnte keine neugierigen Zuhörer brauchen.

»Es ist sehr ernst«, sagte ich und gab ihnen in Stichworten einen Überblick über die Ereignisse. »Mrs. Willard ist in ihrem Zimmer hier im Hotel und steht unter Polizeischutz. Ich glaube, sie braucht uns jetzt nicht. Aber Bill ist mit den jungen Leuten allein im Krankenhaus. Jane, könntest du…«

Sie nickte sofort. »Ich fahre zu Bill und helfe ihm. Und du und Suko?«

So war Jane. Keine langen Fragen, sondern sofort zupacken.

»Ich glaube, Suko sollte mich bei der Suche nach Giorgio unterstützen«, antwortete ich. »Vorher aber muß ich noch einmal in mein Zimmer.«

Auch das hatte ich Elena Fantucci verschwiegen, damit sie sich nicht zu große Sorgen machte. Ich öffnete in meinem Zimmer den Einsatzkoffer und versorgte mich mit Waffen. Als ich wieder nach unten kam, war Jane schon mit einem Taxi zum Krankenhaus unterwegs. Suko unterhielt sich mit Elena, wenn auch mit Schwierigkeiten. Seine paar Brocken Italienisch reichten nicht, und Elena sprach nur wenig Englisch.

Ich übergab Suko meine Reserveberetta mit den Silberkugeln und die Dämonenpeitsche. Mit diesen Waffen konnte er am besten umgehen. Ich selbst behielt die Gnostische Gemme, die magische Kreide und den Silberdolch.

Elena zeigte mir den Weg an den einsamen Strand. Wir verließen die Küstenstraße und bogen auf einen schmalen Schotterweg ein. Der Lamborghini saß mehrmals auf den Bodenwellen auf. Das Fahrzeug war nicht für solche Straßen gebaut.

»Was ist denn das dort drüben?« erkundigte sich Suko. »Verbrennt da jemand Gummireifen?«

Die Dämmerung senkte sich langsam über das Land. Trotzdem konnten wir deutlich außerhalb Catanias auf der Küstenstraße einen schwarzen Rauchpilz sehen. Der brandige Gestank trieb bis zu uns

herüber.

»Ich weiß nicht, was es ist«, antwortete Elena. Sie knetete nervös ihre Finger. »Fahren Sie, Signor Sinclair! Es ist nicht mehr weit. Dort vorne hinter dem Felsen.«

Während ich den Lamborghini vorsichtig über die einem Feldweg ähnliche Straße steuerte, tastete ich unter meinem Hemd nach dem Silberkreuz und zog es hervor. Es fühlte sich kühl an, ein sicheres Zeichen dafür, daß keine dämonischen Einflüsse wirksam waren.

Die letzten Meter vor dem Felsen ließ ich den Wagen ausrollen und schob den Fuß auf die Bremse. Die Hand hielt ich auf dem Schalthebel, damit ich im Notfall sofort fliehen konnte. Ich wußte nicht, was uns in der Bucht erwartete, hatte aber ein unangenehmes Gefühl. Wäre es nur um Suko und mich gegangen, hätten wir uns jedem Kampf gestellt. Aber wir hatten das Mädchen dabei und waren für Sicherheit und Leben einer Unschuldigen verantwortlich.

»Giorgio!« rief Elena strahlend, als wir den Felsen umrundeten.

Die Straße endete direkt hinter der Kurve. Der Sandstrand begann ohne Übergang. Die Bucht war auf den ersten Blick eine Idylle, ein richtiges Liebesnest. Hierher hätte ich mich auch gern mit Jane zurückgezogen, um ein wenig zu träumen und die harten Kämpfe und die rauhe Wirklichkeit zu vergessen.

Aber genau diese rauhe Wirklichkeit holte uns ein. Dicht am Wasser, wo die Felsen weit ins Meer hinausragten, stand Giorgio.

Wir stiegen aus. Ich ließ den jungen Mann dabei nicht aus den Augen, nachdem ich mich vergewissert hatte, daß uns keine unmittelbare Gefahr drohte. Die Felsen waren so steil und übersichtlich, daß sich hier niemand verstecken konnte.

In der Bucht selbst gab es auch keine Verstecke. Der ebene Sandstrand war für uns die beste Lebensversicherung.

Trotzdem blieb ich mißtrauisch. Suko brauchte ich nicht zu warnen. Er ging mit wiegenden Schritten aufmerksam neben mir her. Beim kleinsten Anzeichen einer Gefahr würde er zuschlagen.

»Giorgio!« rief Elena noch einmal und lief auf ihren Freund los.

Giorgio Serpione wandte sich langsam zu uns um. Zuerst blickte er uns verständnislos entgegen, doch dann leuchtete sein Gesicht auf.

»Elena, endlich bist du gekommen!« rief er und streckte ihr die Hände entgegen. Es sah ganz so aus, als wäre er ehrlich überrascht.

»Halt, bleiben Sie stehen, Elena!« schrie ich hinter dem Mädchen her.

In letzter Sekunde hatte ich es gemerkt. Das Kreuz auf meiner Brust erwärmte sich. Sehr stark sogar!

»Das ist eine Falle!« rief ich und hetzte hinter Elena her. »Stehenbleiben!«

Sie hörte nicht auf mich. Sie sah nur ihren Freund und war durch nichts aufzuhalten.

»Vorsicht, John! Hinter dir!« schrie Suko.

Im Laufen wandte ich den Kopf und erschrak. In den Felsen neben dem Lamborghini hatte sich eine Höhle geöffnet, aus der rotglühende Lava floß. Im nächsten Moment erreichte sie den Wagen und überflutete ihn. Eine Stichflamme schoß in den Himmel, als der Benzintank explodierte. Der Wagen verschwand unter einer dicken Lavaschicht.

Es ging rasend schnell, und es brachte Elena zur Besinnung. Sie blieb stehen, als wäre sie gegen ein unsichtbares Hindernis geprallt. Ich griff nach ihr und hielt sie fest.

»Mein Gott, Giorgio!« stöhnte sie verzweifelt auf.

Ich riß meinen Blick von dem vernichteten Wagen los und blickte zu ihrem Freund.

In den wenigen Sekunden hatte sich Giorgio Serpione verwandelt. Wir waren zu spät gekommen. Ich wußte im Moment nicht, wie es der Lavadämon geschafft hatte. Aber Giorgio Serpione war bereits einer seiner Sklaven.

Die Kleider hingen halb verkohlt an seinem Körper. Die schwarzen Locken waren wie bei Pat Willard versengt. Unnatürlich groß funkelten die Augen in dem maskenhaft starren Gesicht.

Giorgio hatte seine Aufgabe erfüllt, uns in die Falle zu locken. Wir waren so weit in die Bucht hineingegangen, daß der Lavastrom uns den Rückzug versperrte. Das flüssige Gestein schob sich hinter uns weiter auf das Meer zu. Es bildete eine Zunge, so daß wir auf dieser Seite nicht auf die Felsen klettern konnten.

Nun drehte sich Giorgio zur Felswand und schlug mit der Faust dagegen. Der Felsen zerbröckelte. Eine zweite Höhle wurde sichtbar.

»Lava!« zischte Suko. Er blieb stehen und sah sich wild um. Auch aus der zweiten Höhle quoll die tödliche Masse. Sie versperrte uns in dieser Richtung die Flucht.

Die beiden Lavaströme vereinigten sich und schoben sich gemeinsam immer weiter auf uns zu. Wir konnten uns schon jetzt ausrechnen, daß es nur noch Minuten dauern konnte, bis uns der Tod ereilte.

So leicht wollte ich mich nicht geschlagen geben. Ich schloß die Hand um das Silberkreuz und schritt auf das flüssige Gestein zu. Unerträgliche Hitze schlug mir entgegen. Auch mein Kreuz erwärmte sich, daß ich es kaum noch halten konnte.

Ich erreichte jedoch nichts. Die Lava wich nicht.

Enttäuscht kehrte ich zu Suko und Elena zurück. »Wieder dasselbe«, stellte ich fest. »Die Lava gelangt durch die Kraft eines Dämons hierher, aber sie ist natürlichen Ursprungs. Ich kann sie nicht aufhalten.«

»Es kommt noch besser, John!« Suko deutete hinter mich.

Ich wirbelte herum. Giorgio durchquerte soeben den Lavastrom, als

wate er durch einen gewöhnlichen Bach. Und aus der Höhle, aus der die Lava floß, trat Pat Willard.

Elena brach mit einem markerschütternden Schrei in die Knie. Sie preßte die gefalteten Hände gegen die Brust und wimmerte verzweifelt. Sie gab sich verloren.

»Dann halten wir uns ran!« rief ich Suko zu und ging in Kampfstellung. Leichtes Spiel sollten die Untoten mit uns nicht haben.

***

Bill Conolly blickte überrascht von dem Journal auf, in dem er blätterte. »Jane!« rief er erfreut. »Das ist aber schön! Wann seid ihr gelandet? Wie war der Flug?«

Jane Collins begrüßte ihren alten Freund und sah sich in der Halle des Krankenhauses um. »Scheint friedlich zu sein«, stellte sie fest. »Wo sind die drei Patienten?«

»Patienten ist das richtige Wort.« Bill wurde sofort sachlich. »Jean Lerouge hat einen Schock erlitten. Die Ärzte haben ihn künstlich in Tiefschlaf versetzt. Auf diese Weise kann er auch nicht ausrücken.«

Jane runzelte nachdenklich die Stirn. »Das wäre überhaupt die Lösung«, murmelte sie. »Tiefschlaf, bis alles vorbei ist.«

Bill grinste jungenhaft. »Manchmal fällt mir auch etwas ein, Jane«, meinte er vergnügt. »Ich habe Frank Fairfax und Lizzy Brook diesen Vorschlag schon gemacht, und sie waren damit einverstanden. Sie liegen nun in drei aneinandergrenzenden Zimmern und ruhen sich von den Aufregungen aus.«

»Sehr gut«, freute sich Jane. »Dann wären wir diese Sorge los.«

»Ich weiß nicht so recht.« Bill blieb skeptisch. »Wir müssen mit weiteren Angriffen unserer Feinde rechnen, auch wenn ich keine Ahnung habe, was passieren könnte. Für einen Vulkanausbruch scheint dieser Surtur noch nicht kräftig genug zu sein. Aber er wird sich auf andere Weise melden. Hat John dir irgendwelche Waffen mitgegeben?«

Jane zuckte die Schultern. »Tut mir leid, Bill, aber ich habe mich so beeilt, zu dir zu kommen, daß ich nicht abgewartet habe, bis John die Waffen verteilte. Ich habe nur meine Astra-Pistole.«

»Und ich meine Fäuste.« Bill Conolly warf einen Blick zu den Zimmern der Tiefschläfer. »Hoffentlich genügt das. Sehen wir nach den Patienten. Ich bin ziemlich unruhig.«

»Du bist von den letzten Vorfällen noch nervös«, versuchte Jane, ihn zu beruhigen.

Sie kontrollierten die jungen Leute. Die Verbindungstüren standen offen, so daß sie auf einen Blick sahen, daß alles in Ordnung war.

Inzwischen war es so dunkel, daß in allen Räumen die Nachtbeleuchtung brannte. Ihr Schein reichte gerade aus, um die

Gesichter der Schlafenden zu erkennen.

»Es ist stickig hier drinnen«, meinte Jane, und trat an eines der Fenster. »Ich werde die Fensterläden öffnen, dann kommt mehr Luft herein.«

Sie tat es und zuckte zusammen.

»Bill!« flüsterte sie und winkte ihm heftig zu.

Er glitt neben ihr an das geöffnete Fenster.

»Das kann ja heiter werden«, murmelte er erschrocken.

Zwölf bis fünfzehn Personen näherten sich dem Krankenhaus. Sie schritten in einer Reihe hintereinander. Den Vordersten konnten sie in dem schwindenden Licht des Tages schemenhaft erkennen.

Sie sahen die versengten Haare, das rußgeschwärzte Gesicht und die verkohlten Kleider.

»Untote«, flüsterte Jane. »Mindestens ein Dutzend Untote! Sie greifen das Krankenhaus an! Und John ist nicht hier!«

»Wir müssen es allein schaffen«, antwortete Bill genauso leise. »Sie haben es auf die drei Schläfer abgesehen! Vielleicht sogar auf andere wehrlose Patienten!«

»Es sind zu viele für uns«, warnte Jane.

Bill nagte an seiner Unterlippe. Auch er wußte, daß sie gegen ein Dutzend lebender Leichen keine Chance hatten.

»Wir müssen es trotzdem versuchen!« zischte er. »Wozu sind wir schließlich in Italien?«

Jane sah ihn verständnislos an, aber statt langer Erklärungen, machte sich Bill Conolly an die Vorbereitungen, den höllischen Ansturm abzuwehren.

***

Zuerst dachte ich, die beiden Untoten würden Suko, Elena und mich direkt angreifen. Sie beschränkten sich jedoch darauf, uns den Weg zum Meer abzuschneiden. Zum Landesinneren und nach beiden Seiten zu den Felsen bildeten die Lavaströme unüberwindliche Hindernisse.

»Auf sie!« rief ich Suko zu.

Er zog die Dämonenpeitsche, die wir Myxin, dem Magier, abgenommen hatten. Die Peitschenschnüre zischten durch die Luft, als er einen Probehieb ausführte.

Ich ließ mein Silberkreuz frei auf der Brust baumeln und nahm den Silberdolch in die linke Hand. Mit der rechten umklammerte ich die Beretta, die ich inzwischen nachgeladen hatte.

»Halten Sie sich hinter uns«, riet ich Elena und ging auf die lebenden Toten zu.

Suko zog die Peitsche weit zurück. Ich nahm meine Waffen fester in die Hände. Jeden Moment mußte es zu dem ersten Zusammenstoß kommen.

Die Untoten ließen uns nahe heran. Dann bückte sich Pat Willard blitzschnell, und ehe ich etwas unternehmen konnte, griff sie in die Lava hinein. Sie schleuderte einen kleinen Klumpen nach mir.

Ich warf mich zur Seite, stürzte in den Sand und rollte mich ab. Die Lava streifte jedoch meine rechte Hand. Mit einem Aufschrei ließ ich die Beretta fallen. Sie flog ein Stück zur Seite.

Suko kam mir zu Hilfe. Er schlug mit der Dämonenpeitsche zu und trieb Pat zurück. Dennoch kam ich nicht mehr an meine Beretta heran, weil Giorgio mich ansprang.

Seine Fäuste zischten auf mich zu, erwischten mich an der Schulter und warfen mich weit zurück. Er setzte sofort nach.

Suko war mit Pat beschäftigt, die ständig den Platz wechselte und meinen Freund in Atem hielt. Immer wieder trafen die Peitschenschnüre nur den nackten Sand.

Giorgio trat nach mir. Ich wollte den Tritt abblocken, doch dahinter steckte so viel Kraft, daß ich mich überschlug. Jetzt bewährte sich mein Training. Ich nutzte den Schwung aus, kam auf die Beine und warf mich dem heranstürmenden Untoten entgegen.

Er lief in meinen Silberdolch und wollte in letzter Sekunde ausweichen.

Ich drehte die Spitze.

Sie ritzte Giorgio am linken Arm. Durch den Körper des Untoten fuhr ein Ruck, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten. Er drehte sich um die eigene Achse und torkelte zur Seite.

Ich setzte nach und hätte ihn ausgeschaltet, doch Pat stürzte sich von der Seite her auf mich.

Wieder verfehlte Sukos Peitsche die lebende Leiche, weil sie zu schnell war. Ich aber konnte Pat nur mit der rechten Hand abwehren, weil ich mit der linken nach Giorgio stach.

Der Wiedergänger erhielt eine Chance, sich von der Berührung mit dem geweihten Silber zu erholen. Pat schleuderte mich zurück.

Diesmal blieb ich auf den Beinen. Als ich mich zu ihr herumdrehte, schloß sie die Augen, als werde sie von etwas geblendet. Es war das Kreuz an meiner Halskette, dessen Symbole das Böse zurücktrieben.

Sie sah nicht, daß Suko erneut ausholte. Die Dämonenpeitsche pfiff durch die Luft. Die Schnüre schlangen sich um Pat.

Noch während sie gellend aufschrie, unternahm der zweite Untote einen Verzweiflungsangriff. Giorgio Serpione schnellte sich aus dem Stand auf mich. Er flog durch die Luft, und diesmal konnte er nicht rechtzeitig ausweichen.

Mein silberner Dolch mit dem kreuzförmigen Griff und den Symbolen der Weißen Magie traf sein Ziel.

Schlaff rollte Giorgio in den Sand, Pat schrie nicht mehr. Als ich mich umwandte, lag sie ebenfalls am Boden. Die beiden Untoten waren von

ihrem unnatürlichen Dasein erlöst.
»Schnell weg hier!« Ich packte Elena, die wie tot im Sand lag, zog sie auf die Beine und zerrte sie mit mir.
Suko brauchte ich nicht zweimal aufzufordern. Er bückte sich, hob meine Beretta auf und warf sie mir zu. Ich fing sie im Laufen auf und ließ sie in meinem Schulterhalfter verschwinden, riß sie jedoch sofort wieder hervor, als hinter uns ein dumpfes Grollen erscholl.
Wir wirbelten herum und starrten auf die Felswand. Das Loch brach weiter auf. Aber diesmal kam keine Lava hervor, sondern eine schwarze, formlose Masse.
Das Kreuz auf meiner Brust strahlte hell auf. Es warnte mich vor einer noch größeren Gefahr als der, die wir soeben überwunden hatten.
Ein gewaltiger Körper quoll aus der Öffnung hervor. Er veränderte ständig seine Gestalt, festigte sich jedoch sehr schnell.
Atemlos beobachtete ich, wie vor uns – gleich einem Rauchpilz – ein schwarzes Wesen von abstoßender Häßlichkeit entstand. Das Gesicht war noch nicht genau ausgebildet, doch wagenradgroße rotglühende Augen und ein weit aufgerissenes Maul waren schon zu erkennen.
Dazu besaß das Scheusal zahlreiche Arme mit riesigen Pranken, die nach uns schlugen. Noch waren wir außer Reichweite.
»John Sinclair!« donnerte mir die mächtige Stimme des Scheusals entgegen. »Zittere vor Surtur, dem Dämon des Feuers! Ich werde dich und deine Gefährten verschlingen!«
»Großmaul!« schrie Suko erbost und holte mit der Dämonenpeitsche aus.
Surtur war jedoch zu weit weg, als daß mein Freund ihn hätte treffen können. Außerdem war gegen diesen mächtigen Dämon die Dämonenpeitsche eine lächerliche Waffe, als wollte man gegen einen rasenden Tiger mit einer Fliegenklatsche vorgehen.
»Zurück!« warnte ich Suko. »Das bringt nichts!«
Statt dessen riß ich die Beretta hoch und schoß. Kugel um Kugel jagte ich in Surturs gestaltlosen Leib, doch der Dämon lachte mich aus.
»Deine silbernen Kügelchen kitzeln mich nicht einmal, John Sinclair!« schrie er, daß der Boden erbebte. »Sie durchdringen mich!«
In der Tat! Es war, als habe ich auf einen Nebel geschossen. Ich sah für einen Moment ein helles Aufblitzen in den Felsen, und zwar überall dort, wo die Silberkugeln die Steine getroffen hatten. So kam ich Surtur nicht bei.
»Aber jetzt werde ich euch zeigen, was ich kann!« drohte der Dämon.
Ich ahnte schon, was folgen mußte, packte Elena und rannte mit ihr in die Brandung.
Keine Sekunde zu früh, denn im nächsten Moment brach ein

Feuersturm über die Bucht herein.

***

»Was heißt, schließlich sind wir in Italien?« Jane Collins stieß sich vom Fenster ab und deutete auf die reglosen Gestalten in den Betten. »Wir müssen ihnen helfen! Bill, die Untoten dürfen nicht in das Gebäude eindringen! Sie könnten ein Massaker unter den Patienten anrichten!«

»Wir sind in Italien!« wiederholte Bill Conolly. »Die Leute sind hier sehr religiös! Irgendwo im Krankenhaus muß es Kreuze, vielleicht auch Weihwasser geben!«

Endlich verstand sie, worauf er hinaus wollte. Sie nickte nur und rannte los.

Draußen auf dem Korridor traf sie mit einer Krankenschwester zusammen und erklärte ihr hastig, was sie benötigte. Die Schwester sah sie zwar verständnislos an, winkte ihr jedoch zu, sie solle mitkommen.

»Hier ist die Kapelle«, sagte die Krankenschwester und stieß eine alte Holztür auf. »Sehen Sie zu, was Sie hier finden. Ich muß weiter, ich habe viel zu tun!«

»Helfen Sie mir, oder Sie tun in diesem Leben gar nichts mehr!« rief Jane und tastete nach dem Lichtschalter.

Die Schwester warf ihr einen betroffenen Blick zu und folgte ihr in die Kapelle. Sie merkte an Janes Ton, daß es ernst war.

Tödlich ernst!

»Hier, die Kreuze an den Wänden!« Jane deutete in die Runde. »Abmachen und einsammeln!«

Die Krankenschwester; widersetzte sich nicht. Sie hakte insgesamt vier Holzkreuze von den Wänden und fragte nicht einmal, worum es ging. Jane Collins hatte sie ohne jede Erklärung überzeugt.

Jane lief inzwischen zu dem Weihwasserbecken neben der Tür, doch zu ihrer grenzenlosen Enttäuschung war es fast leer. Sie wußte nicht, wo es Ersatz gab.

Dafür fiel ihr etwas in die Augen, das ihre Hoffnung erneut aufleben ließ. Neben dem schlichten Altar stand ein Taufstein. In einem Krankenhaus gab es oft Risikogeburten. Für einen solchen Fall hatten die Geistlichen vorgesorgt.

Jane wand sich zwischen den Reihen durch und hob den schweren Deckel an. Beinahe hätte sie vor Freude laut aufgeschrien. Das Becken war bis an den Rand gefüllt.

»Einen Behälter, schnell, ich brauche einen Eimer oder etwas Ähnliches!« rief sie der Krankenschwester zu. Sie konnte den Taufstein Zentimeter bewegen, und in erster Linie brauchte sie das geweihte Wasser an den Eingängen des Krankenhauses.

Doch nun machte die Schwester plötzlich Schwierigkeiten. Sie schüttelte den Kopf und sah sich unruhig um. »Das ist Frevel«, erklärte sie. »Das darf ich nicht tun!«

»Stellen Sie sich nicht so an!« fuhr Jane die Frau an. Gleich darauf tat es ihr leid. Der Krankenschwester mußte es wirklich wie Frevel erscheinen. Jane konnte ihr jedoch nichts erklären. Dazu drängte die Zeit zu sehr.

Irgendwo im Haus klirrte Glas. Das explosionsartige Geräusch zerriß schmerzhaft die Stille. Rufe hallten durch die Gänge.

Der Kampf hatte begonnen!

Jane biß die Zähne zusammen. Bill brauchte dringend ihre Hilfe, sonst wurde er von der Übermacht erdrückt. Und sie kam hier nicht weg.

In der Kapelle selbst gab es keine Gefäße, mit denen sie das Weihwasser transportieren konnte. Doch Jane war Meisterin im Improvisieren.

Sie stürmte auf den Korridor hinaus. Hier war das Klirren und Krachen noch viel deutlicher zu hören. Eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken. Bill war bereits voll in den Kampf verstrickt.

Sie entdeckte einen bis zur Decke reichenden Wandschrank und riß die Türen auf.

Fehlanzeige! Er war mit Wäsche gefüllt.

Die nächste Tür!

Hier wurde Jane fündig. Der Schrank war mit Putzsachen gefüllt. Sie riß einen Plastikeimer heraus und rannte in die Kapelle zurück. Die Krankenschwester war in der Zwischenzeit geflohen. Vielleicht hielt sie Jane für eine Verrückte und hatte ihr anfängliches Vertrauen verloren.

Dann stand die Privatdetektivin vor einem neuen Problem. Wie sollte sie das Weihwasser in den Eimer schöpfen? Sie konnte den Taufstein nicht kippen und hatte keine Kelle.

Wieder mußte sie improvisieren. Sie preßte den Eimer mit ihrem Körper gegen den Beckenrand und schöpfte mit beiden Händen.

Als es noch einmal grauenhaft klirrte und ein langgezogener Schrei ertönte, hätte Jane beinahe den Eimer fallen lassen, doch dann hatte sie es geschafft. In höchster Eile stürmte sie aus der Kapelle und rannte zur Halle zurück.

Sie preschte in den weitläufigen Raum und prallte entsetzt zurück. Die Untoten waren bereits eingedrungen. Bill steckte mitten unter ihnen. Er teilte nach allen Seiten kraftvolle Schläge aus, konnte die lebenden Leichen jedoch nur für kurze Zeit von sich fernhalten. Sie rückten immer wieder gegen ihn vor. Es war unmöglich, alle zwölf in Schach zu halten.

Bills Kleider waren schon zerrissen. Er blutete aus mehreren Wunden.

Nur sein Mut war ungebrochen.

Mit drei Schritten stand Jane hinter den Angreifern und kippte den Inhalt des Eimers über ihre Körper. Sie verteilte das geweihte Wasser so, daß jeder etwas davon abbekam.

Die Wirkung war verblüffend.

Plötzlich bekam Bill wieder Luft. Er taumelte zurück und starrte wild um sich. Offenbar hatte er noch nicht begriffen, was geschehen war.

Die Untoten aber krümmten sich zusammen, als fühlten sie körperliche Schmerzen, obwohl sie dazu nicht fähig waren. Jane erkannte Männer und Frauen verschiedenster Altersstufen. Sie waren auch ganz unterschiedlich gekleidet, als habe jemand willkürlich ein Dutzend Passanten hergeholt.

»Zurück, Bill, ich habe nichts mehr!« rief Jane ihrem Gefährten zu.

In diesem Moment kam die Krankenschwester, die es sich doch anders überlegt hatte, in die Halle. Nun hatte sie vor Augen, wofür Jane die Werkzeuge des Guten brauchte. Sie streckte der Privatdetektivin eines der schlichten Holzkreuze entgegen und drückte Bill ein zweites in die Hand.

Jane und Bill hoben die Kreuze hoch über ihre Köpfe und schritten auf die Untoten zu.

Wären diese Bestien noch voll bei Kräften gewesen, hätten sie sich bestimmt nicht beeindrucken lassen und wären über die beiden mutigen Angreifer hergefallen. So aber zogen sie sich zurück und räumten die mit Scherben und Trümmern übersäte Eingangshalle des Krankenhauses.

Bill und Jane sahen einander ungläubig an. Sie konnten es noch nicht fassen, daß sie gesiegt hatten.

»Sie wollten die drei da drinnen entführen«, sagte Bill keuchend und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er deutete auf die Zimmer, in denen die jungen Leute im Tiefschlaf lagen.

»Sie werden wiederkommen«, prophezeite Jane und grinste, als Carabinieri in die Halle stürmten. »Wie erklären wir ihnen, was passiert ist?«

»Am besten gar nicht«, antwortete Bill. »Sie würden uns doch nicht glauben!«

***

Mit einem Hechtsprung warf ich mich in die Brandungswellen. Das Meer war unruhig, als werde es vom Grund her aufgewühlt. Die Wellen brachen sich an den Felsen und sprühten als Gischt zurück.

Das war unsere Rettung. Die Feuerwoge, die aus dem Maul des Dämons schlug, hätte uns versengt, wären wir nicht sofort in Gischt eingehüllt worden.

Das Wasser war gleich am Ufer tief genug, daß ich tauchen konnte.

Nur für wenige Sekunden, dann schoß ich wieder an die Oberfläche und reckte das Kreuz hoch.

Die Lava hatte es nicht aufhalten können, wohl aber die Flammen. Sie wichen vor meiner Waffe des Guten zurück, teilten sich und fauchten an mir vorbei aufs offene Meer hinaus. Dabei verdampften Unmengen von Wasser. Die weißen Wolken trieben in den Nachthimmel.

Suko und Elena erging es nicht so gut wie mir. Sie hatten keinen besonderen Schutz gegen den Dämon. Aber sie schwammen dicht genug bei mir, daß sie von dem Feuersturm nicht erfaßt wurden.

Der Sprung ins Wasser hatte Elena aus ihrer Erstarrung gerissen. Sie entwickelte die alte Tatkraft, die ich an ihr kennengelernt hatte.

»Folgt mir!« rief sie uns zu. »Ich führe euch!«

In diesem Moment erreichten die beiden Lavaströme das Meer. Das Zischen war ohrenbetäubend. Zwar erstarrte die Lava schon nach kurzer Zeit im Wasser, aber haushohe Dampfwolken schossen hoch. Wir konnten uns nicht mehr untereinander verständigen.

Ohne Elenas Hilfe wäre es schwierig geworden. Wir konnten uns nicht mehr orientieren. Der Dampf verhüllte die Sicht restlos. Suko und mir blieb nichts anderes übrig, als hinter der jungen Sizilianerin herzuschwimmen.

Sie schien genau zu wissen, wohin sie wollte. Für mich sah es nach allen Richtungen gleich aus. Überall blickte ich in eine rotglühende Dampfwand.

In einzelnen Stößen brach Surturs Feueratem durch den Dunst, aber der Dämon erreichte uns nicht mehr. Seine Feuerstöße lagen weit daneben. Offenbar konnte er uns nicht sehen. Auch das war ein Beweis dafür, daß er seine volle Stärke längst nicht erreicht hatte. Er hatte nur eingegriffen, weil wir ihm offenbar schon sehr lästig wurden und seine Untoten nichts gegen uns ausgerichtet hatten.

Elena änderte abrupt die Richtung. Mit einem kräftigen Schwimmstoß folgte ich ihr und merkte gleich darauf, daß sie aufrecht stand. Meine Füße stießen auf Grund. Neben mir richtete sich Suko auf.

»Wo sind wir?« Ich mußte schreien, um mich verständlich zu machen. Das Zischen der Lava im Meerwasser war auch hier noch sehr stark.

»Hinter der Felszunge!« antwortete Elena. Sie war nicht so beherrscht, wie ich angenommen hatte. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie sackte gegen mich. »Signore, was ist mit Giorgio passiert? Er ist in der Bucht zurückgeblieben!«

Ich warf Suko einen ratlosen Blick zu. Das Mädchen tat mir leid. Sollte ich Elena die Wahrheit sagen?

Suko zuckte die Achseln. Er konnte mir die Entscheidung nicht

abnehmen.

»Elena«, sagte ich sanft, legte meine Hand unter ihr Kinn und hob ihr Gesicht an. »Elena, es tut mir leid, aber als wir in die Bucht kamen, lebte Giorgio nicht mehr. Nur Surtur verlieh ihm noch eine zweite Existenz. Sie hatten Ihren Freund schon vorher verloren.«

Sie nickte und preßte die Lippen zusammen. Ich hatte den Eindruck, daß sie noch gar nicht in ganzem Umfang begriff, was passiert war. An ihrer Stelle wäre es mir bestimmt ebenso ergangen. Was sich rings um den Vulkan ereignete, überstieg normales menschliches Begriffsvermögen.

Finsternis und Dampfschwaden behinderten noch immer die Sicht. Ich rüttelte Elena leicht.

»Reißen Sie sich jetzt zusammen«, bat ich eindringlich. »Noch sind wir nicht in Sicherheit! Führen Sie uns zur Küstenstraße!«

Wieder nickte sie nur stumm und watete voran. Suko und ich folgten ihr schweigend. Es gab nichts mehr zu sagen. Taten waren jetzt wichtiger als Worte.

Schon nach wenigen Schritten betraten wir trockenen Boden und kletterten eine Geröllhalde empor. Als wir den Zufahrtsweg erreichten, erkannte ich, daß wir ein großes Stück abgekürzt hatten. Fünf Minuten später standen wir auf der Küstenstraße.

»Dort ist wirklich etwas passiert!« Suko deutete die Straße entlang. »Das ist die Stelle, an der wir den Rauch gesehen haben.«

Zahlreiche Lichter zuckten in der Dunkelheit. Und von Catania näherten sich noch zwei Einsatzfahrzeuge mit Heulsirenen, die rasch anschwollen.

Ich trat auf die Fahrbahn und hob die Arme. Winkend lief ich den Wagen entgegen.

Sie hielten. Es waren Fahrzeuge der Carabinieri. Aus dem vorderen stieg Capitano Alfieri.

»Signor Sinclair!« rief er überrascht. »Was machen Sie hier? Und wie sehen Sie aus?«

Ich winkte ab. »Sagen Sie mir lieber, was da vorne passiert ist«, bat ich. »Das andere erzähle ich ihnen später.«

»Ein Lavastrom hat den Linienbus verschüttet.« Der Capitano war sichtlich nervös. »Die Lava ist unerklärlicherweise schon wieder erkaltet. Wir versuchen jetzt, den Wagen freizulegen, um die Toten zu bergen – falls es noch etwas zu bergen gibt.«

»Woher kam die Lava?« fragte ich gespannt. »Vom Berg herunter?«

»Das hätten wir sehen müssen«, wandte Suko sofort ein.

Der Capitano bestätigte es. »Niemand hat es beobachtet. Ich habe nur über Funk davon gehört. Es sieht so aus, als wäre die Lava aus einer Höhle im Berghang gedrungen. Ein absolut einmaliges Phänomen.«

»So einmalig ist es gar nicht«, erklärte ich und dachte an die beiden

Höhlen unten in der Bucht. Surtur hatte sie aufgerissen und seine stärkste Waffe, die Lava, durch unterirdische Gangsysteme geleitet. Sollte es bei dem Linienbus genauso gewesen sein? »Nehmen Sie Signor Suko und mich mit«, bat ich. »Und lassen Sie Signorina Fantucci ins Krankenhaus bringen.«

Der Capitano war einverstanden und führte Elena zu dem zweiten Streifenwagen. Sie ließ alles mit sich geschehen. Erst jetzt wirkte sich bei ihr der Schock richtig aus.

»Wollen Sie mir nicht endlich verraten, Signor Ispettore, was Ihnen zugestoßen ist?« erkundigte sich Alfieri, als wir in seinem Wagen saßen und uns der Unglücksstelle näherten.

Ich erzählte es ihm. Er drehte sich fassungslos nach uns um. Sein Fahrer zuckte zusammen. Ich konnte mir lebhaft ausmalen, was der Mann fürchtete. Wir befanden uns in einem Bereich, in dem Surtur jederzeit und überall ein Tor zu seiner Gluthölle öffnen konnte. Wer sagte uns, daß er es nicht im nächsten Moment wieder versuchte, um diesen Polizeiwagen und seine Insassen in der Lava zu vernichten?

Wir konnten nicht länger über unser Erlebnis in der Bucht sprechen, da wir den Bus erreichten. Zahlreiche Polizisten und Feuerwehrleute arbeiteten auf Hochtouren. Sie hatten schweres Baugerät anfahren lassen, um das verunglückte Fahrzeug möglichst schnell freizulegen. Sie hatten es wenigstens schon geschafft, den Fahrersitz und den vorderen Einstieg von der erstarrten Lava zu befreien.

Capitano Alfieri sprach mit seinen Leuten und kam anschließend zu uns. Auf seinem Gesicht spiegelte sich Verständnislosigkeit.

»Keine Spur der Insassen«, meldete er. »In der Lava befinden sich nicht die geringsten Reste.«

Ich dachte an die zahlreichen Arme des Feuerdämons und an sein polypenartiges Aussehen. Vor meinem geistigen Auge entstand das Bild des Dämons, der mit seinen scheußlichen Pranken die vor Entsetzen gelähmten Menschen in sein Reich zerrte.

»Wahrscheinlich suchen Sie auch vergeblich«, sagte ich. »Ich fürchte nur, daß wir die Fahrgäste des Linienbusses wiedersehen werden.«

»Capitano! Presto!« rief der Fahrer und streckte das Mikrofon des Funkgeräts aus dem offenen Seitenfenster.

Alfieri lief zu seinem Wagen und sprach kurz über Funk. Er winkte uns zu sich.

»Das Krankenhaus ist überfallen worden«, erklärte er bestürzt. »Die Angreifer sahen aus, als wären sie durch ein Feuer gegangen!«

Suko und ich sahen uns erschrocken an. Wir dachten beide dasselbe.

»Gibt es Opfer?« fragte Suko.

»Wurde jemand verletzt?« fragte ich gleichzeitig.

Alfieri wußte es noch nicht. Bei der Polizei herrschte im Moment große Verwirrung. Wir warfen uns auf die Sitze. Die Türen schlugen

zu.
Der Wagen raste mit ununterbrochen heulender Sirene durch die abendlichen Straßen, die wie ausgestorben wirkten. Kein Mensch war mehr unterwegs. Die Angst hatte in Catania Einzug gehalten.

***

Das Krankenhaus von Catania wurde von starken Einheiten der Polizia und der Carabinieri abgesichert. Die beiden oft miteinander konkurrierenden Polizeieinheiten arbeiteten jetzt friedlich zusammen. Der Angriff auf das Hospital hatte den Verantwortlichen einen gewaltigen Schreck eingejagt.
Uns auch! Unser Schock wurde nur dadurch gemildert, daß wir Bill und Jane unverletzt vorfanden. Nur Bill hatte etliche Beulen und Platzwunden davongetragen, alles jedoch leichte Blessuren.
»Nicht der Rede wert!« wehrte er ab, ließ sich von uns jedoch dazu überreden, sich von einem Arzt behandeln zu lassen.
Von ihm und Jane erfuhren wir in allen Einzelheiten, was geschehen war.
»Das müssen die Fahrgäste des Linienbusses aus Messina gewesen sein«, erklärte ich, als sie mit ihrem Bericht fertig waren. »Surtur will und kann nicht mehr so lange warten, bis sich seine Kräfte voll entwickelt haben. Er hat sich eine kleine Armee willenloser Sklaven geholt.«
Eine Krankenschwester brachte uns starken italienischen Espresso in den kleinen Schalen. Wir warteten, bis sie das Besucherzimmer verlassen hatte, das wir für unsere Besprechung erhalten hatten.
»Der Hauptschlag soll ein Ausbruch des Ätna sein«, sagte Suko nachdenklich. »Kein natürlicher Ausbruch, sondern einer, den Surtur steuert. Habe ich das richtig verstanden, John?«
Ich nickte. »Nur zu richtig, Suko! Die ganze Insel soll von Lava überflutet werden. Die getöteten Einwohner sollen ein Heer von Untoten bilden und Surturs Reich weiter ausdehnen.«
»Aber wozu braucht Surtur jetzt schon die Untoten?« forschte Suko weiter. »Diese ursprünglich sechs Freunde? Und die Fahrgäste des Linienbusses? Warum nimmt er jetzt schon einzelne Personen in sein Feuerreich, wenn er ohnedies die ganze Insel vernichten will?«
Darauf wußte ich auch keine Antwort. »Wir können nur spekulieren. Vielleicht stärkt sich Surtur, indem er Menschen tötet und ihre Lebenskraft in sich aufsaugt. Ich weiß es nicht.«
»Viel wichtiger ist«, warf Bill ein, »daß wir ein Mittel gegen diesen Dämon finden. Mit Silberkugeln ist ihm jedenfalls nicht beizukommen. Das wissen wir jetzt schon.«
Ich zermarterte mir vergeblich den Kopf, fand jedoch keine geeignete Methode. Mitten in unsere Überlegungen platzte Elena. Sie stand

plötzlich in der geöffneten Tür.

»Ich dachte, Sie hätten sich auch in Tiefschlaf versetzen lassen«, sagte ich überrascht. »Es wäre besser für Sie, Signorina Fantucci.«

Sie setzte sich zu uns. Bleich und schmal war ihr Gesicht geworden. Ihre Augen hatten den Glanz verloren. Es störte sie nicht, daß ihre Haare ins Gesicht hingen.

»Giorgio ist tot«, sagte sie leise mit erstickter Stimme. »Ich kann jetzt nicht schlafen.«

Jane lächelte ihr aufmunternd zu. »Die Ärzte helfen mit Medikamenten nach, Elena.«

»So habe ich es nicht gemeint.« Elena Fantucci verzog bitter den Mund. »Ich meinte, daß ich nicht schlafen darf. Ich muß das Ende dieses Scheusals erleben! Ich muß mithelfen, es zu vernichten!«

Ich erschrak über den abgrundtiefen Haß, der schlagartig in ihren Augen funkelte.

»Vorsicht!« warnte ich. »Wir haben es nicht mit einem gewöhnlichen Gegner zu tun. Das ist kein Mörder, den sie in die Enge treiben und den Carabinieri übergeben können.«

Sie sah mich erwartungsvoll an. »Sie sind doch Spezialist, Signor Sinclair«, sagte sie beschwörend. »Sie müssen einen Weg kennen.«

»Tut mir leid, im Moment tappen wir noch vollständig im Dunkeln«, gab ich zu. »Surtur ist um ein Vielfaches gefährlicher und mächtiger als seine Sklaven.«

Bei dem Wort Sklaven zuckte es in ihrem Gesicht. Es erinnerte sie an ihren toten Freund Giorgio, der ebenfalls ein Sklave des Feuerdämons geworden war.

»Ich habe von einem alten Mann gehört«, sagte sie geistesabwesend wie in einem Selbstgespräch. »Er soll den Ätna besser als jeder andere Mensch kennen. Er lebt am Stadtrand von Catania.«

Ich richtete mich hoffnungsvoll auf. »Können Sie uns zu diesem Mann führen?« fragte ich gespannt. »Wir können jede Hilfe und jeden Tip brauchen.«

Doch Elena schüttelte den Kopf. »Ich kenne seinen Namen nicht. Aber ich könnte mich nach ihm erkundigen. Ich muß mich nur in der Stadt umhören.«

»Ich begleite Sie«, bot ich sofort an.

»Ich komme mit«, sagte auch Jane.

»Bleibt ihr im Hospital«, bat ich Suko und Bill. »Jemand muß auf die drei da drinnen aufpassen.«

»Gleich zwei Mann hoch?« Suko war nicht einverstanden. Er wollte etwas unternehmen. »Bill könnte das erledigen.«

»Und du?« fragte ich meinen chinesischen Freund.

»Ist jemand oben an dem Nebenkrater, an dem sich Surtur zum ersten Mal gezeigt hat?«

»Der Capitano hat seine Leute zurückgepfiffen.«

»Eben!« Suko straffte seine kräftige Gestalt. »Das wäre etwas für mich, Jemand sollte den Krater beobachten, damit Surtur uns nicht überraschen kann.«

Wahrscheinlich hatte Suko recht. Zwar konnte Surtur auch an anderen Stellen zuschlagen, wie er uns bewiesen hatte, aber sein Hauptversteck war vermutlich in diesem Nebenkrater.

»Einverstanden.« Diesmal teilte ich die Waffen unter meinen Helfern auf und wandte mich an Elena. »Wir können gehen.«

»Moment noch«, warf Bill ein. »Wir sollten miteinander in Verbindung bleiben. Ich habe an Funkgeräte gedacht.«

»Dir ist doch nur langweilig, wenn du hier im Krankenhaus herumsitzt«, flachste ich. »Darum möchtest du mit einem Funkgerät spielen.«

»Besser ist besser«, meinte er grinsend. »Könnte ja sein, John, daß du dringend Hilfe brauchst, weil du in einer Bar im Vergnügungsviertel hängengeblieben bist und ich dich abschleppen soll.«

»Ich passe schon auf John auf, damit ihm in dieser Hinsicht nichts passiert«, versicherte Jane und warf mir einen blitzenden Blick zu. »Aber die Idee ist nicht schlecht. Funkgeräte könnten wir tatsächlich brauchen.«

»Ich spreche mit dem Capitano«, erklärte ich. »Wegen des Lamborghini gibt es übrigens bestimmt noch Ärger. Wahrscheinlich werden sich die Carabinieri von Catania und Scotland Yard darum streiten, wer bezahlen muß.«

»Wenn wir nicht schnell etwas unternehmen, wird es in ganz Sizilien keinen Carabiniere mehr geben, der sich um irgend etwas streiten kann«, sagte Suko trocken.

Ich fand Capitano Alfieri in der Halle, wo er die Wachen für das Krankenhaus neu einteilte, und trug ihm unsere Wünsche vor. Er stellte uns nicht nur Funkgeräte, sondern auch Fahrzeuge zur Verfügung. Ich bekam einen neutralen Dienstwagen, einen hochfrisierten Alfa Romeo. Für Suko gab es einen Jeep, der ebenfalls nicht als Polizeifahrzeug zu erkennen war. Für Bill stellte der Capitano einen Wagen auf den Parkplatz des Krankenhauses, damit der Reporter notfalls auch beweglich war. Jeder von uns warf beim Verlassen des Krankenhauses automatisch einen Blick zu dem die Stadt überragenden Kegel des Ätna.

Mir wäre wohler gewesen, hätte ich gewußt, wieviel Zeit uns noch verblieb. Viel war es bestimmt nicht.

***

Suko hätte es nicht ausgehalten, still im Krankenhaus herumzusitzen und abzuwarten. Er sah zwar ein, daß die drei im Tiefschlaf liegenden

jungen Leute bewacht und beschützt werden mußten. Es war auch im Krankenhaus zu einem heftigen Kampf gekommen. Suko rechnete jedoch nicht damit, daß es so bald einen zweiten Angriff geben würde.

Daher war es ihm lieber, er konnte auf eigene Faust etwas unternehmen. Der Jeep war ein neuestes japanisches Modell und bestens ausgestattet. Der starke Motor war auch imstande, das Fahrzeug direkt den Lavaabhang hinaufzuziehen. Notfalls konnte Suko sogar auf die Straße verzichten.

Während er aus Catania hinausfuhr, rief er probeweise mich und danach Bill über Funk. Die Verständigung klappte ausgezeichnet. Die Geräte waren so ausgelegt, daß wir uns noch miteinander verständigen konnten, wenn wir uns mehrere Kilometer außerhalb der Stadt befanden, und zwar auf entgegengesetzten Seiten.

Obwohl Suko erwartete, nur als Wächter an dem Krater Posten zu beziehen, blieb er vorsichtig. Kaum hatte er die letzten Häuser hinter sich gelassen, als er den zusätzlichen Suchscheinwerfer einschaltete. Er ließ den Strahl über die kahlen schwarzen Berghänge geistern, während er den Jeep mit einer Hand über die schmale Straße steuerte. Er hatte es nicht eilig.

Noch nicht.

Hoch über ihm flackerte rötlicher Schein aus dem Hauptkrater. Das war eine durchaus natürliche Erscheinung und hatte nichts mit Surturs Wirken zu tun. Suko wunderte sich, wieso sich der Feuerdämon in einem Neben- und nicht im Hauptkrater gezeigt hatte.

Dann fiel ihm allerdings ein, daß bei einem der letzten Ausbrüche des Ätna die Seilbahn zerstört worden war, die vom Ende der Straße zur Spitze führte. Wenn Surtur nach Menschenopfern gierte, hatte er daher die größten Chancen in dem Nebenkrater gehabt.

So weit war der Chinese mit seinen Überlegungen gekommen, als er stockte.

Im Licht der drei Scheinwerfer tauchten Gestalten am Hang auf. Der Wagen drehte sich jedoch gerade in diesem Moment in einer leichten Kurve. Die Lichtkegel glitten weiter und verloren die Unbekannten.

Suko stieg auf die Bremse. Mit angehaltenem Atem richtete er den Suchscheinwerfer aus und fand sie wieder.

Er zählte dreizehn Personen, Männer und Frauen. Sie schritten den Berghang hinunter, ohne auf der Geröllhalde auch nur ein einziges Mal zu straucheln. Dabei bildeten sie eine gerade Linie.

Sofort dachte Suko an Janes und Bills Schilderungen von dem ersten Angriff der Wiedergänger auf das Krankenhaus. Noch befanden sich die dreizehn Personen oberhalb des Jeeps. Suko berechnete die Stelle, an der sie die Straße überqueren würden, und ging das Wagnis ein. Er fuhr näher heran, ließ den Motor im Leerlauf tuckern und griff zu Funkgerät und Beretta. Er gab an Bill und mich die Warnung durch

und schloß, daß er die geisterhafte Kolonne weiter beobachten würde.
Ruhig lag die Ersatzberetta mit den Silberkugeln in seiner Hand. Damit konnte er im Notfall zwar nicht alle Untoten ausschalten, aber er wollte sich Luft schaffen, um fliehen zu können.
Es kam zu keinem Kampf. Die Wiedergänger zogen lautlos an seinem Jeep vorbei, als wäre er gar nicht vorhanden. In dem grellen Scheinwerferlicht schimmerten ihre erloschenen Augen wie blankpolierte Steine, leblos und ausdruckslos. Nicht einmal die blendende Helligkeit störte sie.
»Seid vorsichtig«, warnte Suko noch einmal über Funk. »Sie halten auf die Stadt zu.«
Surturs unheimliche Streitmacht war wieder unterwegs. Noch war ihr Ziel unbekannt, doch ihr Auftrag konnte nur Tod und Vernichtung lauten.

***

Elenas Erkundigungen wurden für Jane und mich zur Geduldsprobe. Wir konnten ihr nicht helfen, weil ihre Bekannten angeblich nur ihr vertrauten. Wir mußten uns darauf beschränken, sie von einer Bar zur anderen zu fahren und ihre Sicherheit zu garantieren.
Mit Bars sind übrigens keine Nachtlokale sondern die italienischen Stehcafés gemeint, in denen sich abends das Leben abspielte. Viele Leute verzichten auf Fernsehen und treffen sich in den Bars mit Nachbarn, Bekannten und Freunden. Ich wußte, was das Tagesgespräch war, ohne ein einziges dieser Lokale zu betreten.
Ich war fast erleichtert, als sich Suko meldete und die Eintönigkeit durch seine Meldung unterbrach. Das Abwarten hatte an meinen Nerven genagt.
»Seid vorsichtig, sie halten auf die Stadt zu«, warnte Suko zuletzt.
»Willst du sie beobachten oder zum Krater hinauffahren?« fragte ich meinen chinesischen Freund über Funk.
»Ich beobachte sie noch eine Weile und sage euch Bescheid, wohin sie sich in der Stadt wenden«, antwortete Suko. Danach trat Funkstille ein.
Obwohl ich wußte, daß Bill im Krankenhaus auf Posten war und sich auch seiner Haut wehren konnte, war ich doch unruhig.
»Wo bleibt sie nur so lange?« fragte ich ungeduldig, als Elena bereits zehn Minuten in einer Bar blieb. »Da drinnen sind nur Männer. Die Frauen scheinen heute nacht Ausgangsverbot zu haben.«
»Wir sind in Sizilien«, gab Jane zu bedenken. »Da bleiben Frauen ohnedies meistens zu Hause.«
»Trotzdem gefällt mir nicht, daß Elena sich nicht mehr zeigt«, murmelte ich und trommelte mit den Fingern einen hektischen Wirbel auf dem Lenkrad. »Die alten Leute in der Stadt machen sie für die

Ereignisse auf dem Ätna verantwortlich. Wir hätten sie nicht allein hineingehen lassen dürfen!«

»Sie wollte es, John!« Jane beugte sich zu mir und hauchte mir einen Kuß auf die Wange. »Sei nicht so nervös, Darling. Es wird schon klappen. Bis jetzt hast du es immer geschafft!«

»Ich mache mir Sorgen um Elena«, sagte ich und stieß die Tür auf. »Komm, wir sehen nach.«

Doch Jane schüttelte den Kopf. »Ich bleibe hier und halte die Stellung am Funkgerät. Geh du nur hinein! Ich hupe, wenn sich etwas tut.«

Ich zögerte, aber Jane drängte mich. Schließlich gab ich nach. Der Alfa parkte direkt vor der hellerleuchteten Bar. Durch die riesigen Scheiben konnte man den Wagen gut erkennen. Elena war für uns nur deshalb unsichtbar, weil sie durch eine Hintertür verschwunden war.

Als ich die Bar betrat, verstummten alle Gespräche. Es wurde totenstill. Die Gäste – ausnahmslos Männer – beäugten mich mißtrauisch.

»Wo ist Elena?« fragte ich den Wirt hinter der Theke.

Er deutete schweigend auf Schwingtüren im Hintergrund des Lokals.

Ich stieß sie auf und betrat ein Billardzimmer. Nur die Lampe über dem Tisch brannte, so daß ich nicht sofort erkannte, was Elena an einem Sessel im Hintergrund machte.

Sie drehte sich um, als sie mich hörte. Mutlos sah sie mir entgegen und trat einen Schritt zur Seite.

Jetzt sah ich den alten Mann in dem Sessel. Er mußte schon weit über Achtzig sein. Sein zahnloser Mund stand halb offen, die Augen blickten glasig.

»Ist er krank?« fragte ich erschrocken. »Schlaganfall? Oder war Surtur schneller als wir?«

Elena lachte wütend auf. »Viel einfacher, Signor Sinclair, viel einfacher!« rief sie. »Er hat sich aus Angst vor den bösen Geistern sinnlos betrunken!«

Ich ballte die Fäuste, daß sich meine Fingernägel in die Ballen gruben. Wieder ein Rückschlag, und ausgerechnet in diesem Moment knirschte es in Mauern und Decke. Die Lampe über dem Billardtisch schwankte heftig, die Kugeln rollten durcheinander und stießen klickend zusammen. Das Grollen folgte erst Sekunden nach dem Erdstoß.

Ich beugte mich über den alten Mann und blickte ihn flehend an.

»Reißen Sie sich zusammen!« schrie ich. »Sagen Sie mir, was Sie über den Ätna wissen! Kennen Sie ein Mittel, um den Dämon zu vernichten?«

Er schüttelte den Kopf, und ich glaubte schon, er habe mich nicht verstanden. Doch dann sprach er, schleppend, aber verständlich. Das

Erdbeben hatte die Alkoholnebel aus seinem Gehirn vertrieben.
»Surtur… kann man… vernichten…«, murmelte er. »Die alten Sagen und Legenden künden sein Erscheinen an! Er bedroht die ganze Insel! Sizilien soll in eine Lavawüste verwandelt werden, unter der die Menschen begraben liegen. Aber sie sollen nicht für immer in ihrem Grab ruhen. Surtur wird sie wiedererwecken und ausschicken, damit sie die Macht der Hölle ausbreiten.«
Ich wandte mich aufgeregt an Elena. »Haben Sie ihm das erzählt?«
Sie schüttelte heftig den Kopf. Das war für mich endlich ein Beweis, daß der alte Mann tatsächlich ein Eingeweihter war. Außer uns wußte nämlich niemand, was der Feuerdämon plante.
»Wie kann ich Surtur bannen!« rief ich eindringlich. »Sagen Sie es mir!«
Der alte Mann stemmte sich ächzend hoch. »Steigt in den Krater, in dem Surtur haust«, sagte er. Das Lallen war verschwunden. Die Worte kamen klar und gut verständlich aus seinem Mund. »In einer Seitenkapelle des Doms hängt ein Gefäß mit Weihwasser vor einem Bild des Ätna. Das Gefäß ist älter, viel älter als der Dom, auch sein Inhalt. Niemand weiß, wer es dort aufgehängt hat. Dieses Gefäß mußt du in den Krater bringen und in Surturs Nähe zerschlagen! Mehr kann ich dir nicht sagen. Aber merke dir, direkt vor Surtur muß das Glas platzen, sonst ist alles vergeblich. Und wenn du einmal die kostbare Flüssigkeit vergeudet hast, kannst du sie nicht ersetzen. Niemand kennt die Zutaten, die ein heiliger Mann vor unvorstellbar langer Zeit gemischt hat.« Ein trockener Husten schüttelte den ausgemergelten Körper. »Ich sehe mehr als andere Menschen«, rief der alte Mann keuchend. »Ich sehe, daß es noch in dieser Nacht geschehen muß. Wenn der erste Sonnenstrahl auf den Grund des Kraters fällt, hat Surtur seine volle Kraft erlangt. Dann hilft auch die geweihte Flüssigkeit nicht mehr! Darum beeile dich, John Sinclair! Beeile dich! Das Schicksal unserer Insel liegt in deinen Händen!«
Er stieß einen langen Seufzer aus und sank nach hinten. Schon fürchtete ich, die Aufregung wäre zuviel für ihn gewesen, doch lange, gleichmäßige Atemzüge verrieten, daß er vor Erschöpfung eingeschlafen war.
Vor der Bar ertönten drei Hupzeichen.
Ich stürmte hinaus. Jane winkte aufgeregt.
»Suko meldet, daß sich die Untoten in der Stadt verteilt haben!« rief sie mir entgegen. »Bei Bill sind sie noch nicht aufgetaucht. Sieht so aus, als hätten sie es auf uns abgesehen.«
Ich blickte mich unbehaglich um.
»Nichts zu sehen! Wir müssen uns beeilen! Ich kenne jetzt das Mittel gegen Surtur! Aber wir dürfen uns durch nichts mehr aufhalten lassen!«

Ich ließ Jane ans Steuer, damit ich während der Fahrt über Funk mit Capitano Alfieri Verbindung aufnehmen konnte. Der Capitano mußte uns die nötige Ausrüstung besorgen, damit ich nicht nur in den Krater, sondern nach Möglichkeit auch wieder heil heraus kam!
Eine komplette Bergsteiger- und Lebensrettungsausrüstung für Vulkanologen. Und das um Mitternacht! Ich beneidete den Capitano nicht um seine Aufgabe.

***

Zu allererst mußte ich das Gefäß mit der kostbaren Flüssigkeit bergen. Der alte Mann, der wahrscheinlich die von Generation zu Generation vererbten Geheimnisse um den Ätna bewahrt hatte, war bei einer sehr allgemeinen Beschreibung geblieben. Ich hoffte dennoch, die Ampulle oder Flasche zu finden. Das Gemälde des Ätna war ein deutlicher Hinweis.
Gleich darauf trafen wir auf die ersten Schwierigkeiten. Der Dom war verschlossen.
»Daran hätte ich sofort denken können«, stellte ich verärgert fest. »Die Kirchen sind nachts natürlich nicht geöffnet!«
Schon wollte ich aussteigen, als sich Suko und Bill meldeten. Die beiden wollten zu uns stoßen. Es war vorauszusehen, daß sich alles nur mehr um dieses mysteriöse Gefäß drehen würde. Und für den Schutz der drei jungen Leute im Krankenhaus sorgte ein Großaufgebot an Polizei.
Elena blieb hartnäckig an unserer Seite, obwohl sie sich vor Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten konnte. Sie ließ sich nicht überreden, endlich nach Hause zu gehen.
»Ich habe wegen Giorgio eine Rechnung offen«, sagte sie nur.
Da ich keine Klingel oder etwas Ähnliches am Dom fand – wieso hätte es auch so etwas geben sollen? –, holte ich den Wagenheber aus dem Kofferraum und donnerte damit gegen das Portal, weil ich keine Ahnung hatte, in welchem der zahlreichen Gebäude jemand wohnte, und Nachtwächter gab es nicht. Meine Aktion hatte nach fünf Minuten Erfolg. In einer Seitenpforte öffnete sich eine kleine Klappe. Ein gerötetes Gesicht erschien, und ein Mann ließ einen sizilianischen Wortschwall auf uns los, der alles andere als freundlich war. Das merkte ich deutlich, obwohl ich kein Wort verstand.
Elena griff ein. Sie schrie mindestens genauso wütend und laut und erreichte, daß der Mann die Pforte öffnete.
Ich hielt mich nicht mit Erklärungen auf, sondern begann meine Suche. Jane übernahm die andere Seite des Doms. Sie entdeckte das Bild, rief mich zu sich und half mir, eine Bank an die Wand zu schieben.
Ich kletterte hinauf. Unter dem Bild hing an einer goldenen Kette ein

länglicher Glaszylinder, etwa so groß wie eine dieser handgefertigten Superzigarren. Ich klinkte ihn aus seiner Halterung aus und betrachtete zweifelnd den Inhalt. Nirgendwo gab es eine Öffnung. Der Zylinder war mit einer wässerhellen Flüssigkeit gefüllt, an der nichts Besonderes zu entdecken war. Hoffentlich stimmte die Geschichte des alten Mannes. Wenn nicht, lief ich direkt in den Tod.

Der Küster, der uns geöffnet hatte, rang schreiend die Hände.

»Ladri, Ladri!« kreischte er immer wieder. Diebe!

Elenea versuchte vergeblich, ihn zu beruhigen. Er hörte kaum auf sie. Als dann auch noch Bill mit seinen blutigen Schrammen im Gesicht und Suko, der hünenhafte Chinese, in das Kirchenschiff stürmten, ergriff der Küster die Flucht.

»Der scheint uns nicht zu mögen«, stellte Suko grinsend fest und sah hinter dem Mann her, der ohrenbetäubend nach der Polizia und um Hilfe rief.

»Wir dürfen keine Zeit verlieren«, sagte ich. Der Küster war jetzt unwichtig. Es ging schon auf ein Uhr zu. Zwar blieben uns mehrere Stunden bis zum Sonnenaufgang, doch ich konnte mir nicht vorstellen, daß Surtur uns ungehindert an den Krater heranließ. »Hat der Capitano die Ausrüstung beisammen?«

»Er war nicht zu erreichen, als wir herkamen«, erwiderte Bill.

»Wir können ja schon auf den Ätna fahren«, schlug Suko vor. »Vielleicht wagt sich Surtur in unsere Nähe. Dann haben wir, was wir brauchen.«

Ich hielt die Ampulle hoch. »Ich glaube, Surtur weiß ganz genau, was das hier ist! Er wird sich hüten, sich uns freiwillig zu zeigen. Aber du hast recht, gehen wir.«

Als wir vor den Dom traten, sahen wir uns einer Mauer schweigender Männer und Frauen gegenüber.

Doch es waren keine Einwohner von Catania. Es waren die Untoten aus dem Ätna!

Ich drückte Jane die kostbare Ampulle in die Hände. Wir drei Männer wollten kämpfen. Die beiden Frauen sollten die Waffe gegen den Feuerdämon sicher zum Wagen bringen.

Suko verließ sich wieder auf die Dämonenpeitsche. Bill und ich griffen nach den beiden Berettas. Ich warf dem Reporter noch die Gnostische Gemme zu, während ich selbst als zweite Waffe den silbernen Dolch wählte. Die Klinge blitzte und funkelte in meiner Hand.

Die Untoten kreisten uns ein. Bill hob die Beretta. Suko ließ die Peitsche durch die Luft pfeifen.

Seltsamerweise griffen uns die Untoten nicht an, sondern folgten uns nur bis zu den Wagen. Sukos und Bills Fahrzeuge standen hinter meinem Alfa.

»Sie lassen uns fahren«, sagte Suko verblüfft.
»Das ist ein Trick«, warnte Jane. »Fallt nicht darauf herein!«
Es war tatsächlich ein Trick. Während wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Untoten konzentrierten, schnellte sich plötzlich eine lebende Leiche aus meinem Alfa und sprang Jane an. Die Faust des Wiedergängers schlug nach der Ampulle.
Jane ließ sich fallen. Sie stürzte schwer, weil sie sich nicht abstützte, und riß die Ampulle zur Seite. Die Faust des Untoten verfehlte das zerbrechliche Glasgefäß nur um Millimeter.
Ich krümmte meinen Finger am Abzug. Das Silbergeschoß schleuderte die lebende Leiche zur Seite. Sie rollte auf die Steinplatten und zerfiel zu Asche.
»Weg hier!« schrie ich.
Die Untoten drangen von allen Seiten auf Jane ein. Sie hatten es auf die Ampulle abgesehen. Wenn die Flüssigkeit jetzt schon verschüttet wurde, war Surtur, ihr Herr, gerettet.
Ich packte Jane und schob sie in den Alfa. Suko räumte mit der Dämonenpeitsche auf. Bill feuerte Schuß um Schuß in die Menge der Untoten.
Ich sprang hinter das Steuer und ließ den Motor an. Elena setzte sich zu Jane nach hinten. Bill stieg vorne neben mir ein. Suko lief zu seinem Jeep.
Kreischend klammerte sich ein Untoter am Außenspiegel fest und schlug nach mir. Die Seitenscheibe splitterte. Im nächsten Moment fegte ich den lebenden Toten mit einer Silberkugel beiseite und gab Gas.
Nur drei Untote hatten den Kampf überstanden. Die anderen waren in Asche verwandelt worden.
Nichts hielt uns mehr auf, als wir durch die schlafende Stadt rasten und den Ätna ansteuerten.
Am Stadtrand erhielten wir über Funk eine niederschmetternde Meldung.
»Es tut mir leid«, gab Capitano Alfieri durch. »Aber ich konnte keine Ausrüstung für Signor Sinclair auftreiben. Nicht so schnell! Sie müssen den Abstieg ohne Sicherungen, Seile und Atemmaske versuchen. Aber ich mache Sie gleich auf eines aufmerksam.« Er räusperte sich vielsagend. »Ohne Ausrüstung ist es ein Selbstmordkommando!«
»Ich gehe«, antwortete ich nur. »Ich kann Sizilien nicht seinem Schicksal überlassen.«

***

Surtur hatte sein Pulver noch lange nicht verschossen. Zwar hatten wir die meisten seiner Helfer ausgeschaltet, aber der Feuerdämon hielt eine böse Überraschung für uns bereit.

»Die Straße!« schrie Jane auf.

Ich bremste und blickte den Hang hinauf. Aus dem Nebenkrater strömte Lava. Auf einer Breite von etwa hundert Metern hatte sie bereits den Berg überzogen. Die Straße existierte nicht mehr.

Wir mußten in Sukos Jeep umsteigen. Es war eine besonders lange, geräumige Ausführung, so daß wir alle drei darin Platz fanden. Mein chinesischer Freund zeigte, daß er nicht nur mit Motorrädern, sondern auch mit Geländewagen umgehen konnte.

Er steuerte den Jeep über Geröllhalden und Felsbänder, daß ich nur noch den Atem anhielt. Nach menschlicher Logik hätte der Jeep schon längst kippen müssen. Irgendwie schaffte es Suko aber doch.

Bis wir in Surturs Falle liefen.

Wir fuhren gerade über eine ebene Fläche, als sich unmittelbar vor dem Jeep eine Spalte auftat. Suko konnte nicht mehr rechtzeitig bremsen. Der Jeep rumpelte mit den Vorderrädern in die nur handbreite Rinne. Das genügte! Sie füllte sich nämlich blitzschnell mit Lava. Mit lautem Zischen verpufften unsere Reifen. Wir saßen fest.

»Raus und zu Fuß weiter!« Ich sprang ins Freie, nahm Jane die Ampulle ab und hastete bergan. Surtur hoffte wohl auf den ersten Sonnenstrahl, der in den Krater fallen und meine Waffe unwirksam machen würde!

Der Feuerdämon hütete sich, selbst zu erscheinen. Also schien an der alten Legende von der Flüssigkeit in dem durchsichtigen Behälter etwas dran zu sein.

Der Krater! Schaudernd blieb ich an seinem Rand stehen. Die Ampulle einfach hineinwerfen, das ging nicht. Ich mußte den Abstieg wagen. Suko und Bill begleiteten mich. Jane und Elena ließen sich dazu überreden, an der Oberfläche zu bleiben.

Tief unter mir sah ich die Lava glühen, als ich mich von Vorsprung zu Vorsprung gleiten ließ. Wir mußten die mitgebrachten Taschenlampen einschalten, obwohl es im Osten bereits graute. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber wir kamen nur langsam voran, weil wir keine Ausrüstung besaßen.

Schwefeldämpfe zogen aus dem Inneren des Vulkans herauf. Sie erschwerten das Atmen. Von Zeit zu Zeit ertönte tief in der Erde ein dumpfes Grollen. Jedesmal zog sich meine Kopfhaut zusammen, und ich spähte zu dem roten Punkt hinunter, der die Lava markierte. Stieg sie? Kletterte sie bereits höher, um uns zu verbrennen?

Nach einer Stunde war ich so geschafft, daß ich eine Pause einlegen mußte. Suko und Bill kauerten neben mir auf einem breiten Vorsprung.

Wie auf Kommando legten wir gleichzeitig die Köpfe in den Nacken und blickten nach oben. Der Himmel hatte bereits eine blaßblaue Farbe angenommen. Der oberste Rand des Kraters leuchtete in tiefem

Gold.

Die ersten Sonnenstrahlen erreichten ihn schon!

»Wir haben nur noch wenige Minuten!« sagte ich keuchend und wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht. In dem Krater herrschte drückende Hitze. »Weiter!«

Als ich mich erhob, traten sie aus einer Nische hervor, die letzten drei Untoten, die uns in Catania entkommen waren.

»Schieß!« schrie ich Bill zu.

Ich selbst umklammerte die Ampulle mit beiden Händen und duckte mich.

Der erste Schuß krachte. Ein Untoter kippte über den Rand des Felsenbandes. Der zweite Schuß ging fehl. Erst der dritte erwischte den anderen lebenden Leichnam.

Der letzte Untote entging Bills Schüssen. Er war so schnell, daß die Kugeln links und rechts neben ihm gegen die Felswand prallten und als Querschläger abgefälscht wurden.

Ich ließ mich fallen, damit mich der Untote nicht packen konnte. Dabei hielt ich die Ampulle mit der wertvollen Flüssigkeit fest.

Es schien nichts zu nützen. Der Untote ließ sich nicht täuschen.

Schon schnellten seine Hände nach mir. Er wollte mir den Glasbehälter entreißen, als es scharf knallte. Sukos Dämonenpeitsche wickelte sich um den lebenden Leichnam, der sich unter der Berührung der magischen Peitschenschnüre hoch aufbäumte und zu Staub zerfiel.

»Die Sonne!« rief Bill.

Die Strahlen fielen bereits bis zur halben Höhe des Kraters herein. Ich durfte nicht mehr zögern.

Ohne auf meine eigene Sicherheit zu achten, kletterte ich in die Tiefe Ein schmales Felssims bot gerade noch Halt für meine Füße.

»Wo steckt dieser Surtur?« zischte Suko.

Ich blieb abrupt stehen und kauerte mich hinter einen Felsen. Hastig legte ich den Finger an die Lippen. Das Kreuz auf meiner Brust erwärmte sich so stark, daß es fast schon auf der Haut schmerzte.

Eine gewaltige böse Macht näherte sich uns. Und von oben krochen die Sonnenstrahlen zu uns herunter!

Von unten ertönte höhnisches, geiferndes Gelächter. »Du hast verloren, John Sinclair!« schrie Surtur. Ich erkannte die Stimme sofort wieder. »Du kommst zu spät! Bis du mich erreichst, fallen die Sonnenstrahlen senkrecht in den Krater!«

Ich schob mich an die Kante vor. Die Lava war gestiegen. Surtur schwamm in den brodelnden Gesteinsmassen wie eine Qualle im Wasser. Er fühlte sich sicher, aber er sollte sich getäuscht haben. Noch blieben ein paar Sekunden!

Mit einem kräftigen Schwung schleuderte ich den Glasbehälter nach

dem Dämon. Die Ampulle sauste durch die Luft. Dicht neben dem unförmigen Schädel des Feuerdämons prallte sie gegen einen Felsen und zerplatzte.

Wie Silberperlen sprühte die geweihte Flüssigkeit nach allen Seiten. Und diese Perlen teilten sich sofort wieder und erzeugten neue Fontänen. Auf kürzester Strecke entstand ein wahrer Sturzbach. Die Flüssigkeit war auch nicht mehr durchsichtig, sie erinnerte mich an Quecksilber.

Ein blendend funkelnder und gleißender Sprühregen ging auf Surtur nieder, der aufbrüllte und in der Lava untertauchen wollte.

Zu spät!

Die silberne Flut überzog die Lava, Surturs Element, mit einem glänzenden Film. Der Dämon konnte nicht mehr in dem flüssigen Gestein versinken. Er war dem Wirken der vor Jahrhunderten zubereiteten Weißmagischen Essenz ausgesetzt. Als ich zusätzlich mein Silberkreuz von der Kette löste und Surtur entgegenstreckte, war sein Schicksal besiegelt.

Zwar schlug er noch mit seinen zahlreichen Fangarmen um sich und versuchte, uns einen Feuerstoß aus dem gräßlichen Maul entgegenzuschicken, doch seine Kräfte reichten nicht mehr aus.

An diesem Morgen hätte er seine volle Stärke erreichen und Sizilien unter einer Lavaschicht verschwinden lassen sollen. Statt dessen verging er vor unseren Augen.

Er löste sich zu feinem Ruß auf, der noch eine Weile auf dem silbernen See trieb und zuletzt von diesem vollständig aufgesogen wurde.

Surtur, der Feuerdämon aus dem Ätna, hatte zu existieren aufgehört!

Langsam stiegen wir wieder nach oben. Die beiden Frauen erwarteten uns schon voller Ungeduld.

»Wir haben es geschafft«, sagte ich nur.

Jane fiel mir glücklich um den Hals.

Elena aber starrte düster in den Krater. Sie schüttelte den Kopf.

»Ich dachte«, sagte sie leise, »daß der Schmerz hinterher leichter zu ertragen sein würde. Ich habe mich geirrt!«

Wir brachten sie nach Catania und trennten uns dann von ihr.

»Zuerst schlafen wir uns aus«, schlug ich meinen Freunden vor. »Und danach unternehmen wir etwas, um unseren Aufenthalt in Sizilien auszunutzen. Was schlagt ihr vor?«

Jane hauchte mir einen Kuß auf die Lippen. »Alles, was du willst, Darling«, flüsterte sie verlockend. »Nur keinen Ausflug auf den Ätna! Da würde ich nämlich streiken!«

ENDE